

Urbane Gärten zwischen Graswurzelbewegung und Klimakrisenpolitik







Urbane Gärten zwischen Graswurzelbewegung und Klimakrisenpolitik

Andrea Baier, Christa Müller, Karin Werner

Urbane Gärten sind in der Stadt angekommen. Es gibt immer mehr von ihnen. Sie sind sichtbar, selbstbewusst und inzwischen enorm vielfältig. Sie sind eine Herausforderung für kommunale Politik und Verwaltung, weil sie Unterstützung einfordern und bei der künftigen Entwicklung der Städte mitreden wollen.

Viele Kommunen nehmen die Herausforderung an. Verwaltung und Politik haben die Gärten zunehmend „auf dem Schirm“, etliche Städte haben inzwischen Gartenbeauftragte und stellen Ressourcen für urbanes Gärtnern zur Verfügung: Land, Geld, Beratung. Wo keine Flächenknappheit herrscht, ist es inzwischen leichter, zügig an eine Fläche zu kommen. Mitunter initiieren Kommunen im Rahmen von Quartiersmanagement und Stadtentwicklungsprogrammen selbst Gärten – oder versuchen, die Gartenprojekte zu koordinieren.

Städte haben erkannt, dass sich urbane Gärten sehr gut in die Szenarien eines sozial-ökologischen Stadtumbaus einfügen lassen. So ist zu erklären, dass ihre Reputation kontinuierlich wächst, dass Fördertöpfe bereitgestellt und Pilotprojekte finanziert werden.

Das ausgereifteste Programm zur Förderung urbaner Gärten hat ohne Frage der Berliner Senat – in Kooperation mit den urbanen Gärten – entwickelt, nämlich das Berliner Gemeinschaftsgarten-Programm.

Auch in Frankfurt berichten Gartenaktivist*innen von Unterstützung seitens städtischer Politik. Die Förderung der GemüseheldInnen und des Ernährungsrats ist 2021 Teil des Vertrags der von den Grünen geführten Regierungskoalition: „Wir merken den grünen Wind, der gerade herrscht, es gibt ganz viele junge, innovative Stadtverordnete, die wollen jetzt die Transformation.“¹

1 Juliane Ranck und Laura Setzer im Interview mit Andrea Baier am 13.07.2021 im Frankfurter Campusgarten.

Stuttgart unterhält ein eigenes Förderprogramm mit der Koordinierungsstelle Urbane Gärten, und in Karlsruhe stellt die Stadt im Rahmen ihres Grüne-Stadt-Konzepts 2023 ein ca. 5000 m² großes Areal für ein Gemeinschaftsgarten-Projekt zur Verfügung.²

Das ist die eine Seite. Die Entwicklung geht aber nicht nur in eine Richtung. Der Flächendruck in den Ballungsräumen nimmt weiter zu, immer noch müssen Gemeinschaftsgärten weichen, weil sich lukrativere Verwendungsmöglichkeiten ergeben. Auch Vereinnahmungsversuche gibt es vielfach (gesammelt bei Halder, 2018, S. 146 f., 166 f., 187 f.).

Rückenwind und Gegenwind sind also gleichermaßen zu verzeichnen. Die wachsende Akzeptanz urbaner Gärten hat dabei vor allem damit zu tun, dass sich die ökologischen und sozialen Probleme auch in der Stadt zuspitzen und Stadtbewohner*innen als Bürger*innen von der Politik erwarten, dass sie auf die besorgniserregende Lage reagiert. Insbesondere der globale Klimawandel wird in immer mehr gesellschaftlichen Bereichen und Sphären verhandelt und gelangt dadurch stärker ins allgemeine politische Bewusstsein.

Zumindest ein Teil der Stadtbewohner*innen ist inzwischen der Überzeugung, dass sich unsere Städte verändern müssen: dass sie grün und autofrei werden müssen. Anders kann eine sozial-ökologische Wende nicht gelingen, der Klimawandel nicht begrenzt werden. Gegenwärtig sind Städte zum Beispiel für einen Großteil der Kohlenstoffemissionen, des Wasserverbrauchs, des Holzverbrauchs verantwortlich, obwohl sie weniger als 3 Prozent der globalen Fläche einnehmen.³

Verwaltung und Politik, Stadtplanung und sonstige mit Stadtentwicklung befasste Akteure erkennen heute die Möglichkeiten, die urbane Gärten Städten bieten: Sie vergrößern die Umweltgerechtigkeit, sorgen für die Aktivierung engagierter Bürger*innen, tragen zum sozialen Ausgleich bei, helfen bei der Integration von Geflüchteten, eignen sich als Instrument Sozialer Arbeit und erweisen ihre Qualitäten bei der Entwicklung von (benachteiligten) Quartieren. Sogar in Form von Hochbeeten in Fußgängerzonen wirken urbane Gärten integrativ, schaffen soziale Beziehungen und verbessern das Mikroklima.

Als utopische Orte gestartet, sind die Gemeinschaftsgärten somit inzwischen auch Instrumente von Politik und Stadtplanung, sie werden in urbane Governance-Prozesse involviert. Die Städte, die ihrerseits längst in ökologischen Agenda-Prozessen stecken, delegieren die Umsetzung ihrer Nachhaltigkeitsziele an die Projekte an der Basis. Ein doppeltes Agens beherrscht das Bild: Vor dem Hintergrund der zweckrationalen Umsetzung neuer politischer Normen weist die Stadt urbanen Gärten eine bestimmte Rolle zu und unterstützt sie bei der praktischen Umsetzung der ihnen zugedachten Aufgabe. Damit definiert sie die Projekte und hegt sie gewissermaßen ein; die Gärten sehen sich zunehmend unter der Überschrift „Klimaanpassungsstrategie“ eingeordnet.

² Das Grundstück ist für Grünnutzung vorgesehen, hätte also an keinen Investor gehen, aber wieder an einen Gartenbaubetrieb verpachtet werden können.

³ Vgl. klimafakten.de/sites/default/files/images/reports/printversion/klimawandelundstaedte.pdf

Urbane Gärten sind heute auch Teil einer neuen Governance: des Versuchs, die Stadt durch die Aktivierung ihrer Bürger*innen zu regieren. Damit sind Verschiebungen in den Entscheidungsprozessen von Städten verbunden; Verschiebungen, die sich nicht von allein ergeben haben, sondern auch das Ergebnis des steten Einsatzes der zivilgesellschaftlichen Akteure, ihrer Verhandlungen mit der Stadtverwaltung bzw. Stadtplanung, ihrem Anspruch auf Partizipation sind.

Die Frage ist, was Kommunen förderwürdig erscheint und was nicht, inwieweit die bürgerschaftlichen Initiativen von den administrativen Logiken überformt werden oder ob es den Projekten gelingt, diese herauszufordern.

Schließlich waren urbane Gärten angetreten, die Stadt grundlegend zu verändern. Kumnig et al. (2017) ziehen in ihrem Buch „Umkämpftes Grün. Zwischen neoliberaler Stadtentwicklung und Stadtgestaltung von unten“ eine insgesamt ernüchterte Bilanz in Bezug auf die transformative Kraft der Projekte: Zwar würden sich Gärten als Antwort auf bzw. Zurückweisung von Neoliberalisierungsstrategien verstehen, tatsächlich seien sie aber beides: sowohl Antwort auf als auch Ausdruck der Neoliberalisierung des Städtischen. Bürgerliches Engagement kompensiere nicht nur neoliberale Versagen, sondern sei vielmehr die notwendige Verbindung von einer Regierung des Selbst mit einer Regierung der Bevölkerung.⁴ Die Einbeziehung selbstverantwortlicher Stadtbewohner*innen und die Aktivierung bürgerschaftlichen Engagements zielen dabei weniger auf die Stärkung partizipativer Rechte der Bevölkerung ab als vielmehr auf die Auslagerung staatlicher Verantwortungsbereiche auf zivilgesellschaftliche Organisationen (vgl. Rosol, 2017).

Wir kommen insgesamt zu einer anderen Einschätzung. So leicht sind die Gärten womöglich doch nicht zu vereinnahmen. Wir schließen uns Efrat Eizenberg an, die (mit Blick auf Gemeinschaftsgärten in New York) darauf hinweist, dass schon die bloße Idee einer gemeinschaftlichen Hoheit über Raum den gegenwärtigen Alltagsverstand herausfordert (vgl. Eizenberg, 2017, S. 39).

Urbane Gärten haben in den vergangenen zwanzig Jahren so manchen „Turn“ durchlaufen und werden sicherlich auch in den kommenden Jahrzehnten Schauplatz dynamischer Veränderungen bleiben. So bleibt zu hoffen, dass die Gouvernamentalisierung, also die „Regierung“ (Foucault) der Gemeinschaftsgärten, nicht auch ihre Normierung zur Folge haben wird. Angesichts der Nichtlinearität, die Gärten als erdverbundenen Orten per se eigen ist, werden sie sich aber vermutlich als utopisch-eigensinnige, potenziell widerständige Orte treu bleiben.

4 Vgl. Rosol, 2017, S. 20; für eine Vertiefung des Diskurses vgl. Lessenich, 2013.

1. Wie alles begann

Es gibt zwei häufig genannte Inspirationsquellen für das hiesige Urban Gardening. Eine ist Kuba, das 1989, nach dem Lieferstopp sowjetischen Erdöls, seine Landwirtschaft auf postfossil umstellen musste. Urbane Landwirtschaft stellte in dieser Lage in einem nicht unerheblichen Umfang die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln sicher. Eine andere ist das New York der 1970er Jahre, wo Aktivist*innen um Liz Christy mit Guerilla und Community Gardens die Lebensbedingungen in vernachlässigten Stadtvierteln verbessern wollten (vgl. Meyer-Renschhausen, 2004). Die Gärten dienten von Anfang an nicht nur dem Anbau von Nahrungsmitteln, sondern waren zugleich Orte der urbanen Intervention und des politischen Protests.

Obwohl Kuba und die New Yorker Community Gardens die Entstehung des einen oder anderen Gartenprojekts in Deutschland sichtlich angeregt haben, gibt es hierzulande seit Mitte der 1990er Jahre auch eine eigenständige Entwicklung von interkulturellen Gemeinschaftsgärten, die sich der Selbstorganisation von Migrant*innen verdanken. Der Prototyp des Interkulturellen Gartens⁵ entsteht 1995 in Göttingen, wo geflüchtete Frauen aus Bosnien regelmäßig im Migrationszentrum zusammenkommen. Während sie auf das Ende des Krieges in ihrer Heimat warten, stellt ihnen die Sozialarbeiterin eine folgenreiche Frage: „Was vermissen Sie am meisten hier in Deutschland?“ Die Antwort der Frauen ist eindeutig: „Unsere Gärten“ – mit denen sie in Bosnien zur Ernährung ihrer Familien beitrugen. Plötzlich steht der Gedanke im Raum, ob sie nicht auch in Göttingen Gärten haben könnten.

Die Sozialarbeiterin entwickelt mit den Frauen die Idee eines gemeinsamen Gartens mit individuellen Parzellen und unterstützt sie bei der Suche nach einem geeigneten Grundstück. Ein Jahr später, 1996, wird der Pachtvertrag unterzeichnet und eine Gruppe bosnischer, iranischer, deutscher, kurdischer, irakischer, äthiopischer und afghanischer Frauen und Männer beginnt gemeinsam zu gärtnern.

Das vom deutsch-äthiopischen Agraringenieur Tassew Shimeles und der deutsch-kurdischen Lehrerin Najeha Abid im Göttinger Garten aus der Praxis entwickelte Konzept der „Internationalen Gärten“ (vgl. Müller, 2002) findet binnen

5 Zur Problematik des Begriffs: „Interkulturelle Gärten“ klingt in vielen Ohren nicht mehr zeitgemäß. Der Begriff bzw. das Konzept von „Kultur(en)“ als einheitliche Entitäten steht schon lange in der Kritik. „Interkultureller Garten“ klingt, als gäbe es voneinander abgegrenzte Kulturen, die sich dort begegnen. In letzter Zeit wird häufiger der Begriff „transkulturelle Gärten“ verwendet. Auch dieser Begriff transportiert noch das Missverständnis, man könnte Menschen Kulturen zuordnen bzw. damit etwas über sie aussagen. Alles, was die Personen sonst noch ausmacht, gerät aus dem Blickfeld, und alle Strukturen, die Menschen trennen (Klasse, Bildung etc.), scheinen keine Rolle zu spielen bzw. hinter ihrer „Kultur“ zu verblassen. Die Bezeichnung „postmigrantische Gärten“ oder „Gärten der postmigrantischen Gesellschaft“ würde der Realität bzw. den globalisierten Verhältnissen besser gerecht. Leider sind auch diese Begriffe nicht unmittelbar verständlich. Somit bleibt das Dilemma der Begrifflichkeit vorerst bestehen.

kürzester Zeit viele Nachahmer*innen. Landauf, landab entstehen in Deutschland immer mehr von diesen Gemeinschaftsgärten. Ihr Clou: Das Miteinander-Gärtnern führt im Interkulturellen Garten zur transkulturellen Verständigung über die verschiedenen und geteilten Wirklichkeiten. Die Diversität der hier kultivierten Pflanzen und der hier zubereiteten Gerichte unterstützt die Integration hin wie her. Der Garten erweist sich als eine Ökologie, in der aus Fremden nach und nach Nachbar*innen und Vertraute werden.

Initiiert werden diese Gärten oft von Menschen ohne Migrationshintergrund, die sich sozial engagieren wollen und ein Interesse haben, mit ihren zugewanderten Nachbar*innen in Kontakt zu kommen. Typischerweise entstehen sie in kleineren Städten, wo man unkompliziert Unterstützung in der Kommune findet und relativ leicht an Grundstücke kommt. Die Projekte erregen überregional kaum Aufmerksamkeit, aber in den lokalen Medien wird gern über sie berichtet. Sie werden bald auch von der Sozialarbeit wie vom Quartiersmanagement „entdeckt“, als Medium der Integration und Quartiersentwicklung erkannt sowie als Chance gesehen, soziale Konflikte zu entschärfen bzw. zu vermeiden.

Langsam entsteht auch ein Netzwerk Interkulturelle Gärten. 2002 treffen sich vier Projekte in Berlin zu einem ersten Austausch, der von da an zunächst jährlich als „Netzwerktagung der Interkulturellen Gärten“ (von der anstiftung organisiert) stattfindet. Zwischenzeitlich kommen bei diesen Treffen an die hundert Gärtner*innen zusammen.⁶

Heute weisen viele urbane Gemeinschaftsgärten ganz selbstverständlich transkulturelle Dimensionen auf. 2024 sind mehrere hundert explizit inter- oder transkulturelle Gärten Teil des rund tausend Projekte umfassenden bundesweiten Netzwerks urbaner Gärten.⁷ Interkulturelle und andere Gemeinschaftsgärten versammeln sich heute gemeinsam auf dem Sommercamp urbaner Gärten.

Neue urbane Gemeinschaftsgärten

Frühe Formen der neuen urbanen Gemeinschaftsgärten⁸ tauchen 2002–2004 in Leipzig und Berlin auf; zwei auf Baulücken: in Leipzig die Nachbarschaftsgärten (vgl. Baier, 2011), in Berlin-Friedrichshain der Nachbarschaftsgarten Rosa Rose, ein weiterer auf einer öffentlichen Grünfläche: der Kiezgarten Schliemannstraße in Berlin-Prenzlauer Berg. Rosa Rose verdankt sich einer privaten Initiative, die Nachbarschaftsgärten und der Kiezgarten formieren sich als zivilgesellschaftliche

6 Später entwickelte sich zusätzlich das Format Sommercamp als bundesweites Barcamp-Treffen der urbanen Gemeinschaftsgärten (erstmalig 2012 in Köln). 2017 (Stuttgart) wurden beide Formate – das Urban-Gardening-Sommercamp und die Netzwerktagung der Interkulturellen Gärten – zusammengeführt.

7 Vgl. urbane-gaerten.de/karte

8 Einzelne Gärten/urbane Landwirtschaften existierten schon in den 1980er Jahren: der Blüchergarten in Kassel, Kinderbauernhöfe.

Initiative nach Impulsgebung durch Stadt bzw. Quartiersmanagement. Alle drei Gemeinschaftsgärten entstehen in einer Zeit, in der es noch Brachflächen gibt oder sie teilweise sogar ein städtisches Problem darstellen. Vor allem im Osten Deutschlands – zum Beispiel in Halle, Dresden, Dessau – ist Letzteres der Fall. Noch erfolgen diese Gartengründungen weitgehend unter dem Radar größerer öffentlicher Aufmerksamkeit. Das ändert sich schlagartig 2009 mit dem Prinzessinnengarten am Berliner Moritzplatz mit seinen „nomadischen“ Formen des Gemüseanbaus in mobilen Beeten und weiteren performativen und transformationsorientierten Interventionen in der Stadt.

Ab 2011 gründen sich weitere, überregional wahrgenommene Gärten wie zum Beispiel NeuLand⁹ und die Pflanzstelle in Köln, der Frankfurter Garten, der Stadtacker Wagenhallen in Stuttgart, das Gartendeck in Hamburg-St. Pauli, Annalinde in Leipzig, himmelbeet in Berlin, o'pflanzt is! in München, stadtgarten in Nürnberg, TonSteineGärten in Berlin oder die Uferprojekte in Dresden. Auf dem stillgelegten Flughafen Tempelhof siedelt sich das Allmende-Kontor an, die deutschlandweit bis heute größte Agglomeration von rund 250 Hochbeeten. Urban Gardening trifft bis heute größte Agglomeration von rund 250 Hochbeeten. Urban Gardening trifft offensichtlich den Nerv der Zeit; auch Museen oder Theater legen sich Gemeinschaftsgärten zu, wie zum Beispiel der CARLsGARTEN am Schauspiel Köln¹⁰.

Bis heute tauchen immer wieder neue Varianten auf: Waldgemeinschaftsgärten, Gärten auf öffentlichen Plätzen (Ab geht die Lucie), auf Parkgaragendächern (IG Hannover-Sahlfeld), auf Friedhöfen (prinzessinnengarten kollektiv und Solidarischer Lehrgarten ElisaBeet), immer wieder in Baulücken, an Stadtbibliotheken und Volkshochschulen, auf öffentlichen Grünflächen (himmelbeet) oder neben Durchwegungen (Rosa Rose¹¹), am Rande von Kleingartenanlagen (Schleifengarten), initiiert von Wohnungsbaugenossenschaften, auf Grünstreifen oder Mittelstreifen von Straßen, auf Parklets, an Geflüchtetenunterkünften oder auf dem Dach der mexikanischen Botschaft in Berlin (Milpa-Gemeinschaftsgarten, 2023). Und immer wieder gründen sich neue Interkulturelle Gärten (siehe zum Beispiel Teil III, Ortsbegehung Oerlinghausen).

Das Spektrum reicht

[...] von rein ehrenamtlichen bis zu kommerziellen Projekten, von hierarchischen bis basisdemokratischen Organisationsformen. Gemeinschaftsgärten gab und gibt es auf privaten und öffentlichen Flächen; mit Pachtverträgen oder als Besetzungen; frei zugänglich oder für spezielle Gruppen von Menschen reserviert; Gärten, die top-

⁹ NeuLand siedelt sich 2011 infolge einer Smartmob-Bepflanzung auf dem Gelände einer ehemaligen Brauerei an und verdankt sich der Empörung über mangelnde Transparenz bei der öffentlichen Vergabe von Baugrund und der städtischen Planung von Grünräumen.

¹⁰ Eine Motivation: Berührungängste gegenüber Orten der „Hochkultur“ abzubauen.

¹¹ Nach mehrmaligem Umzug siedelt Rosa Rose inzwischen auf einer öffentlichen Grünfläche an der Jessnerstraße, die sich zwischen mehrstöckigen Häusern befindet und teilweise asphaltiert ist.

down oder bottom-up organisiert sind; Gartenaktivist*innen, die sich politisch äußern und andere, die sich mehr auf ihre internen Gruppen- oder Gartenprozesse konzentrieren; und dann gibt es auch noch jede Menge unterschiedliche Anbaumethoden.“ (von der Haide, 2022, S. 52)

Auch außerhalb der Gärten mehren sich urbane Pflanzen-Interventionen verwandter Art: Kleine ökologische Inseln entstehen durch das Zutun Einzelner und durch Gruppen auf Grünstreifen oder neben Parkbuchten für Autos. Ohne Puffer und räumlichen Übergang in der Stadt markieren sie gewissermaßen Frontlinien, sie sind klein und nicht besonders spektakulär, aber auf ihre Weise bahnbrechend und inspirierend. Diese pflanzlichen Frontlinienarchitekturen dürfen wohl mit zu den innovativsten Beiträgen zur postfossilen Stadt gelten, agieren sie doch ohne Vorbild und ohne Aussicht auf eine Ernte im engeren Sinne. Ästhetisch unterbrechen sie das gewohnte Bild, indem sie kleine, ja kleinste Flächen anderen Daseinsformen übereignen und für ihre Existenz sorgen. Der Blick auf sie ist der des Behütens; genau hinschauen ist notwendig, um zu verstehen.

Die Gärten sollen bleiben

Zunächst entstehen Gemeinschaftsgärten meist spontan und aufgrund zivilgesellschaftlicher Initiative. Aktivist*innen finden zusammen, die in eigenem Auftrag, teilweise in Absprache mit zuständigen Ämtern, nach passenden Flächen suchen. Standardisierte Verfahren existieren anfangs nicht. Das hat Vor- und Nachteile. Es ermöglicht ein unkonventionelles Vorgehen; manche Brache wurde auch einfach besetzt und erst später legalisiert. Solange keine anderen Pläne für vernachlässigte Grundstücke existierten, dulden Stadt und andere Eigentümer es mancherorts. Insbesondere wenn der Flächendruck hoch ist und die Gartenprojekte lukrativerer Verwendung weichen sollen, erweisen sich unklare Verhältnisse und kurzfristig kündbare Pachtverträge als Nachteil.

Einige Gartenaktivist*innen sinnen bald nach Möglichkeiten, Gemeinschaftsgärten ein dauerhaftes Bleiberecht in den Städten zu verschaffen; sie suchen nach einer institutionellen Kategorie, mit der sie – analog zum deutschen Kleingartengesetz – im Planungsrecht verankert werden könnten. Denn solange es keinen Begriff für sie gibt, existieren urbane Gärten aus stadtplanerischer Sicht nicht oder gelten nur als vorübergehende Erscheinung auf der Grundlage von Zwischennutzungen.

Zunächst, sagt Marco Clausen, Mitgründer des Prinzessinnengartens, war nirgendwo ein politischer Wille erkennbar, eine solche Kategorie zu schaffen. Grüne Orte in der Stadt, sagt er, mussten immer schon erkämpft werden.¹² Eingedenk

12 Marco Clausen im Webinar der anstiftung „Auf dem Weg in die gartengerechte Stadt? Sechs Jahre Urban-Gardening-Manifest“ vom 17.04.2020.

dieser Einsicht beginnt sich die Gartenszene zunächst in Berlin zu formieren und diskutiert, was es braucht, um als förderungswürdig anerkannt zu werden. Die Aktivist*innen stellen Forderungen an die Stadt, ein Runder Tisch wird gegründet.¹³ Sie berufen sich darauf, dem Gemeinwohl zu dienen, und formulieren den Entwurf für einen „Berliner Dauergartenvertrag“¹⁴. 2017 spricht sich das Berliner Abgeordnetenhaus für die Förderung von Urban Gardening in der Stadt aus. Zweifellos ein Achtungserfolg. In einem partizipativen Prozess wird schließlich seit 2020 das Gemeinschaftsgarten-Programm erarbeitet und im Januar 2023 vom Senat beschlossen (siehe auch den Beitrag von Giseke et al. in diesem Buch).

In der Diskussion mit Politik und Verwaltung sehen sich Gartenaktivist*innen immer wieder mit dem Vorwurf konfrontiert, dass das Gärtnern auf öffentlichem Grund ein Vergnügen für einige wenige sei, die sich dort selbst verwirklichen wollten, und dass es illegitim sei, städtische Flächen für private Anliegen in Anspruch zu nehmen.¹⁵ Gegen dieses (Miss-)Verständnis argumentieren die Gartenaktivist*innen mit dem vielfältigen Nutzen ihrer Projekte für die gesamte Stadtgesellschaft. Sie sehen die Legitimität ihres Anliegens insbesondere da, wo sie im Sinne einer sozial-ökologischen Transformation agieren.

Der Vorwurf, dass es sich beim Gemeinschaftsgärtnern um eine private Nutzung handelt, ist derweil weitgehend verstummt.¹⁶ Inzwischen kämpft die Gartenbewegung damit, dass es für ihre Projekte keine Flächen mehr gibt,¹⁷

¹³ Gartenaktivist*innentreffen ab 2010, erster Runder Tisch im Rahmen des Forschungsprojekts „Urban Gardening in Berlin: Qualifizierung, Netzwirkbildung und modellhafte Umsetzung im Garten- und Landbau“ (2011–2014) am 14.10.2011, Zusammenschluss zu Forum Stadtgärtnern 2014.

¹⁴ Vgl. [kz-berlin.org/de/publishing/gemeingut-gruen-ein-dauergartenvertrag-fuer-berlin/](https://www.ku-berlin.org/de/publishing/gemeingut-gruen-ein-dauergartenvertrag-fuer-berlin/)

¹⁵ Auch Kleingartenvereine bekommen den Flächendruck verstärkt zu spüren und sehen sich neuerdings ebenfalls mit dem Vorwurf konfrontiert, dass Kleingärten eine private Nutzung öffentlichen Lands seien (vgl. Thomas, 2020). Immer mehr Flächen stehen unter Bebauungsvorbehalt, Kleingärten sollen Schulen und sozialem Wohnungsbau weichen. Die Politik drängt mindestens auf Öffnung der Kleingartenanlagen für die Stadtbevölkerung und versucht auch – zum Beispiel in Berlin – Kooperationen mit Gemeinschaftsgärten anzuregen: Eine Kleingartenparzelle als Gemeinschaftsgarten zu nutzen, scheint in gewisser Weise ökonomischer. Es wäre aber bitter, wenn die eine Gartenform auf Kosten der anderen gefördert würde; ein Nullsummenspiel kann nicht das Ziel sein. Nicola Thomas (2020) versteht aus der Perspektive kritischer Stadtforschung auch Kleingärten als Green Commons, die es zu verteidigen gilt.

¹⁶ Wenn auch weiterhin Uneinigkeit darin besteht, wie offen ein Gemeinschaftsgarten auf öffentlichem Grund sein muss: Darf er einen Zaun haben, muss er 24 Stunden am Tag zugänglich sein? Insbesondere für Gartengruppen, die Wertsachen auf der Fläche lagern oder ein Café betreiben, ist es wichtig, dass der Zugang auf Öffnungszeiten beschränkt werden kann. Öffentliche Grünflächen sollen wie öffentliche asphaltierte Plätze aber permanent zugänglich sein.

¹⁷ Die Preise für Bauland haben sich in Berlin-Kreuzberg seit 2012 verachtfacht: „Das ist eine Situation, die, als wir anfangen, 2009, so von niemandem vorhergesehen wurde, oder nur von sehr wenigen [...] sodass sozusagen die Möglichkeiten, die wir auch vor zehn Jahren noch in einer Stadt wie Berlin hatten [als sie eine Fläche für ihren mobilen Garten suchten], die Brachflächen [heute]

insbesondere in den boomenden Städten, wo es mehr Grün und mehr unregelten Raum besonders dringend bräuchte.

Gerade was die Flächenfrage anbelangt, machen Gartenaktivist*innen oft die Erfahrung, dass sie als Gesprächspartner inzwischen zwar ernst genommen werden, dass eine politische Umsteuerung aber ausbleibt, dass politische Lobbyarbeit für Gärten ein mühseliges Geschäft ist und dass man nach einer politischen Wahl und dem Wechsel der Stadtregierung womöglich von vorne anfangen kann. Urbane Gärten, so der Eindruck bei vielen Aktivist*innen, sind den politisch Verantwortlichen letztlich doch nur als Zwischennutzer und Lückenbüßer und in Sonntagsreden willkommen. Um arbeiten zu können, bräuchten Gartenaktivist*innen hingegen eine gewisse Planungssicherheit und insbesondere die langfristige Sicherung ihrer Flächen.

Zwischennutzungen werden infolgedessen immer unbeliebter: Anfangs konnten einige Protagonist*innen dem durchaus etwas abgewinnen. Das Nomadische hatte einen gewissen Reiz; immerhin konnte man – *hands on* – schon einmal anfangen, alles andere würde sich finden. Erst nach und nach stellte sich heraus, dass Zwischennutzungen für Gärten unpassend sind: Gärten wachsen ein, Gärten brauchen Zeit, um ihren sozial-ökologischen Nutzen zu entfalten, Gärten benötigen Nachbarschaften, Nachbarschaften können aber nicht mit umziehen. Viele Akteure suchen deshalb inzwischen – insbesondere wenn sie bereits einmal verdrängt wurden – nach einer Fläche, die bleibt, damit sich die ganze Arbeit, Mühe, Investition auch lohnt.

Zwischenbilanz

Wollte man eine Zwischenbilanz ziehen, kann die Geschichte der urbanen Gemeinschaftsgärten definitiv als Erfolgsgeschichte gewertet werden. Diejenigen, die annahmen, es handle sich um eine Modeerscheinung, die bald wieder verschwinden würde, haben nicht recht behalten. Im Gegenteil: Es entstehen immer mehr Projekte; außerdem weitet sich das Spektrum ebenso wie die Formen der Kooperation nach innen wie nach außen, diverse gesellschaftliche Akteure gehen Kollaborationen mit Gärten ein: Stadtplaner*innen, Universitäten, Künstler*innen, Schulen, Kitas, Bibliotheken, Museen, Theater und Volkshochschulen. Darüber hinaus sind Gemeinschaftsgärten gefragte Praxispartner in Forschungs- und Umsetzungsprojekten in den Bereichen Klimaschutz oder Umweltbildung, Solidarität mit Geflüchteten, Schwammstadt, urbane Biodiversität; bekanntermaßen ist die Biodiversität in Städten größer als auf dem Land (vgl. Reichholf, 2023).

gar nicht mehr da sind, es gibt diese Brachflächen nicht mehr. Als wir rumfahren damals [...] [hatten wir] mehr als 100 Brachflächen auf unserer Liste [die sich geeignet hätten], und alle sind verschwunden." (Marco Clausen im Webinar der anstiftung „Auf dem Weg in die gartengerechte Stadt? Sechs Jahre Urban-Gardening-Manifest“ vom 17.04.2020)

Nachdem viele Kommunen Jahre brauchten, um als Stadtverwaltung qua Amt (oder Ämtern) einen angemessenen Umgang mit diesem Projekttypus zu finden, sind die Zuständigkeiten zunehmend geklärt und eingespielt. Der Klimawandel und die Notwendigkeit, auch auf kommunaler Ebene mit seinen verheerenden Auswirkungen umzugehen, machen es möglich. Tendenziell müssen die Gärten bereits darauf achten, nicht Opfer ihres eigenen Erfolgs zu werden und von den kommunal Zuständigen nicht für diese Zwecke vereinnahmt und als „Assets“, also eine Art Ressource, in die kommunalen Klimastrategien eingebaut zu werden. Es besteht tatsächlich die Gefahr, dass der urbane Garten, der mancherorts als wild vor sich hin wucherndes Allmende-Experiment begann, durch seine Rationalisierung gewissermaßen entzaubert wird, wenn neuerdings bestimmte Erwartungen mit diesem Typus von Projekt verknüpft und in der Folge die Gärten auch der externen Steuerung zugänglich gemacht werden. Andererseits ist genau diese Governance der Schlüssel für eine weitere Ausbreitung der urbanen Gärten. Nur wenn die Erträge der Gärten bzw. ihr Nutzen für das nähräumliche Umfeld, aber auch für den Planeten, für die Politik und für die zuständigen Expert*innen erkennbar sind, ist ihre Förderung zu erwarten.

2. Die Stadt ist unser Garten: Urbane Gärten als politische Orte in der neoliberalen Stadt

Die Flächenfrage

Obschon die urbanen Gärten wegen ihrer positiven Effekte auf das Klima, die Biodiversität und auch auf den Zusammenhalt von und die Lebensqualität in Quartieren in vielen Kommunen mittlerweile Unterstützung finden, ist die Situation vieler Projekte weiterhin fragil und der einzelne Garten trotz Rückhalt in Nachbarschaft und Quartier im Zweifel ein verhältnismäßig schwacher politischer Akteur. Wenn es drauf ankommt, bleiben die urbanen Gärten Rangiermasse wechselnder politischer Agenden.¹⁸

Kumnig et al. (2017) monieren in ihrem Sammelband „Umkämpftes Grün“, dass urbanen Gärten nur unter Vorbehalt einer späteren, vermeintlich attraktiveren Nutzung als Bauland Flächen im städtischen Besitz überlassen werden. Die Politik der neoliberalen Stadt definiert den Rahmen und setzt die Prioritäten: Sie bedroht die Existenz vieler Projekte, weil sich die ohnehin vorhandenen Rivalitäten um den Boden in der Stadt zuspitzen. In vielen Fällen führt die Zwischennutzung als Garten ironischerweise zu einer Standortaufwertung, d.h., eine Fläche, die vorher für Investoren nicht attraktiv war, wird für ein Immobilienprojekt interessant.

Im Diskurs über *Placemaking* spiegelt sich die nicht aufhebbare Ambivalenz, die unsere Städte bestimmt und letztlich in der kapitalistischen Verwertungslogik gefangen hält: Das Konzept ist diskursiv von den Interessen der

¹⁸ Vgl. auch den Beitrag von Kropp und Moroglou zu Griechenland in diesem Buch.

Immobilienwirtschaft und den Stakeholdern der Standortaufwertung bestimmt. Urban Gardening ist dagegen grundsätzlich eine nichtkommerzielle Form der Aneignung und Gestaltung von Orten, sozusagen Do-it-yourself-Placemaking, Placemaking „von unten“, mit dem Anwohner*innen ihr Interesse deutlich machen, dass sie ihre nachbarschaftliche Umgebung nach eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen gestalten wollen, dass es von Autos befreite und begrünte, qualitativ hochwertige Aufenthalts-, Aktivitäts- und Begegnungsräume für alle braucht, dass städtische Umgebungen nicht nur funktional sein, sondern auch das Miteinander im weitesten Sinne fördern sollten.

Statt Verkaufserlöse und Steuereinnahmen in den Fokus zu stellen, müssten die Kommunen Flächen für zivilgesellschaftliche Projekte freihalten, weil sie für den Fortbestand der Stadt wesentlich sind. Die Kurzsichtigkeit der derzeitigen Stadtpolitik ist beklagenswert und selbst wirtschaftlich betrachtet nicht zielführend. Heutige Versäumnisse werden sich in Zukunft noch als kostspielig erweisen. Vorsorgendes Wirtschaften, ein Umschwenken auf eine Politik, die die Stadt als Allmende betrachtet, wäre in jeder Hinsicht zu empfehlen. Aber der Druck auf die kommunalen Kassen ist groß und der herrschende Standort-Diskurs, der einzig auf den schnellen Erlös abzielt, übermächtig. Da scheint es nur schwer zu rechtfertigen, einen sechs- oder siebenstelligen Betrag auszuschlagen, weil das betreffende Objekt als Garten genutzt wird, die Bäume schon groß sind und der Artenreichtum beachtlich ist.

Dabei agieren die politischen Akteure in der Stadt bzw. der politische Akteur Stadt nicht widerspruchsfrei: Städte wollen beides: attraktiver Standort für Investoren und lebenswerter Ort für Bürger*innen sein. Hinzu kommt, dass es innerhalb einer Kommune ganz verschiedene Interessen gibt, die mit unterschiedlicher Macht ausgestattet sind: Bis heute haben die Akteure, die sich für Umwelt- oder soziale Belange einsetzen, weniger Einfluss als die, die wirtschaftliche Interessen geltend machen und mit Arbeitsplatzverlusten drohen. Politiker*innen wollen wiedergewählt werden und Bürger*innen wollen zwar gern mehr Grün in der Stadt, dafür aber nicht unbedingt „Wohlstandsverluste“ – oder das, was sie dafür halten – hinnehmen. Im Zweifel setzen sich also – noch – die kurzfristigen, wirtschaftsnahen Interessen durch. Hinzu kommt, dass Gartenprojekte zunehmend nicht in Konkurrenz mit profitgetriebenen Projekten geraten, sondern mit anderen sozialen Projekten. So musste zum Beispiel der Gemeinschaftsgarten Peace of Land einer Turnhalle weichen und das himmelbeet einem Sportplatz. Sogar die Prachttomate – vielmehr ein Teil der Prachttomate – fiel nicht einem Investitionsprojekt, sondern einem Wohnprojekt zum Opfer. Gegen soziale Belange lässt sich sehr viel schlechter Widerstand mobilisieren. Mit anderen Worten, aufgrund verfehlter Politik und mangelnder Bodenvorratshaltung in früheren Zeiten gibt es vielerorts die Flächen schlicht nicht mehr, die man für urbane Gärten beanspruchen könnte.

Deshalb scheint vielfach „Mehrfachnutzung“ das Gebot der Stunde. So befasst sich der Gartenbeauftragte des Berliner Senats – der selbst aus der Urban-Gardening-Bewegung kommt – intensiv mit der Frage, wo noch Flächen für urbane Gärten auszumachen wären. Auch er denkt in Richtung Mehrfachnutzung; auch

er überlegt, ob sich beispielsweise Flächen, die zu öffentlichen Gebäuden (Theater, Schulen, Bibliotheken) gehören, für urbanes Gärtnern eignen könnten. Eine andere Überlegung ist, Kleingartenanlagen für Gemeinschaftsgärten zu öffnen; in Berlin laufen entsprechende Modellprojekte (die von Stadt- bzw. Landschaftsplaner*innen begleitet und evaluiert werden). Mehr Grün in der Stadt entsteht dadurch nicht, es bleibt ein Nullsummenspiel und bringt zudem die verschiedenen Formen des Gärtnerns (inklusive Kleingärtnern) in Konkurrenz zueinander. Bereits jetzt gibt es Städte, die Gemeinschaftsgärten gegen Kleingartenanlagen ausspielen – zum Beispiel Tallinn. Lilian Pungas et al. beschreiben, wie in Estland Urbane Gärten „westlichen Typs“ von Stadtverwaltungen gehypt, traditionelle Kleingärten aber abgewertet werden (vgl. Pungas et al., 2022).

Um gemeinsame Stärke zu entfalten, solidarisieren sich in Berlin Gemeinschaftsgärtner*innen mit Kleingärtner*innen, deren Flächen Bauprojekten weichen sollten.¹⁹ „Wir nennen uns jetzt Stadtgärtner*innen“, sagt Kerstin Stelmacher, Berliner Gartenaktivistin der ersten Stunde, Mitgründerin des Kiezzgartens im Prenzlauer Berg und des Allmende-Kontors, und betont, dass Kleingärtnerinnen – und hier ist die weibliche Form die richtige – inzwischen ganz ähnliche politische Ziele verfolgen wie Urban-Gardening-Aktivist*innen.²⁰

Es bleibt unter den gegebenen Bedingungen schwierig. Wirklich Platz schaffen würden nur Konzepte, die die Vorherrschaft des Autos infrage stellen; würden Autos aus den Innenstädten verschwinden, gäbe es schlagartig genug Flächen für noch viel mehr und ganz andere Projekte.²¹ In Freiburg konnte der Gemeinschaftsgarten „Wandelgarten“ auf einer Parkplatzfläche entstehen, weil sich die Bewohner*innen des Stadtviertels verpflichteten, auf den Besitz eines Autos zu verzichten.

Marco Clausen sieht nur dann eine realistische Chance für eine von Urban Gardening inspirierte städtische Politik, wenn es den Gartenaktivist*innen gelingt, ihre Forderungen in Zusammenhang mit einem „viel größeren und radikaleren Stadtumbau“ zu bringen. Er denkt hier vor allem an autofreie Innenstädte und betont, nicht „über grüne Kosmetik“, sondern „von einer komplett anderen Stadt“ zu reden. Die Gärten seien dabei nur ein Element. Bei der gartengerechten Stadt gehe es nicht um fünfzig oder hundert Gärten, sondern um eine Stadt, die ein anderes Naturverhältnis hat, die anders mit den natürlichen Grundlagen unseres Lebens umgeht. Der Umbau der Stadt höre nicht da auf, wo wir Grünflächen besser pflegen.²²

¹⁹ forum-stadtgaertnern.org

²⁰ Kerstin Stelmacher im Interview mit Andrea Baier am 29.10.2021 in Berlin.

²¹ Das Problem der fehlenden Flächen ist ein Problem der Ballungsräume: München, Berlin, Leipzig, Freiburg, Karlsruhe, Dresden etc. In kleineren Städten oder am Stadtrand gibt es hingegen meist genügend Flächenpotenzial; das war eine Bedingung für die rasche Ausbreitung der Interkulturellen Gärten von 1996 bis heute.

²² Marco Clausen im Webinar der anstiftung „Auf dem Weg in die gartengerechte Stadt? Sechs Jahre Urban-Gardening-Manifest“ vom 17.04.2020.

Die Leipziger Nachbarschaftsgärten wandten sich, als die Eigentümerin zwanzig Jahre nach Kauf der Fläche entschied, doch noch zu bauen, an die Stadt und forderten sie auf, der Schweizer Bank das Grundstück abzukaufen. Das war, so die Antwort der Stadt, eingedenk der Finanzlage der Kommune, nicht möglich. Immerhin hatte ein Mitglied der Gartengruppe, als sich die Gelegenheit bot, ein kleines Stück vom Kuchen gekauft; so konnte, als die Bagger anrückten, ein Teil des Projekts gerettet werden. Generell ist ein Kauf der Fläche unter bestimmten Umständen eine empfehlenswerte und in Leipzig mehrfach gewählte Option: Die Annalinde gGmbH kaufte die Gärtnerei, die Gartengruppe H17 suchte sich eine Partnerin, die das Grundstück kaufte und an sie verpachtet; in Frankfurt gingen die GemüseheldInnen eine Kooperation mit der Eigentümerin einer Gärtnerei ein. Der Kasseler Blüchergarten – auch eine ehemalige Gemüsegärtnerei – gehört einer Erbgemeinschaft, die teils selbst mitgärtner. Viele Gärten befinden sich zum Beispiel auf Flächen von Schulen und Bibliotheken. Solche Flächen sind zwar vor dem Zugriff privater Investoren sicher, aber der Raumbedarf von Schulen und anderen öffentlichen Einrichtungen kann sich mitunter ändern.

Letztlich ist das so wünschenswerte weitere Wachstum von Urban-Gardening-Initiativen und die Sicherung der bestehenden Gemeinschaftsgärten nur im Rahmen einer umfassenden Strategie für mehr öffentliches Grün und eines beherzten sozial-ökologischen Umbaus der Stadt denkbar. Urban-Gardening-Aktivist*innen wären geeignete Kooperationspartner*innen für einen solchen, für die gesamte Stadtgesellschaft segensreichen Politikwechsel. Umgekehrt würden die Projekte wiederum von einem derartigen Politikwechsel profitieren.

Mitsprache

Obwohl eine Kommune dem Anspruch und dem Begriff nach ein gemeinschaftlich organisiertes Miteinander ist, haben Menschen oft genug nicht das Gefühl, auf kommunaler Ebene Einfluss nehmen und mitentscheiden zu können. Moderierte Verfahren der Beteiligung erscheinen ihnen nicht selten nur als Simulation eines demokratischen Verfahrens: Die Bürger*innen sollen sich mitgenommen fühlen, damit der soziale Frieden gewahrt bleibt und der politische Entscheidungsprozess ein modernes, „bürgernahes“ Gepräge erhält. Es gibt aber immer mehr Menschen, die tatsächlich Einfluss nehmen und mitentscheiden wollen. Sie organisieren sich in Vereinen, Hausprojekten und Genossenschaften, um gemeinsam etwas anzupacken und zu bewirken. Ein urbaner Garten ermöglicht ebenfalls die Erfahrung, mit anderen zusammen etwas zu bewirtschaften, sich jenseits von Erwerbsarbeit in einem möglichst herrschaftsfreien Raum gemeinsam um etwas zu kümmern und etwas zu gestalten.

Im Mikrokosmos der urbanen Gartenprojekte können die Probleme alltagspraktisch adressiert werden, die auch in den Debatten um die Städte der Zukunft eine Rolle spielen: Städte sind vulnerabel, sie sind in ihrer fossilen Ausformung hochgradig von globalen Lieferketten abhängig; dies betrifft Lebensmittel ebenso wie Energie und sonstige Rohstoffe. Eine grundlegende Transformation der von der Produktion ihrer Lebensgrundlagen räumlich getrennten Städte betrachten

auch ökologisch interessierte Stadtplaner*innen als naheliegend bzw. unausweichlich. Eine ökologische Stadt wird von Kreislaufwirtschaft geprägt sein: Ebenso wie ein großer Teil der Lebensmittel müssten auch Energie und Wasser in den Städten selbst hergestellt bzw. im Kreislauf geführt werden. Das würde eine massive Entseiegelung erfordern und ein wesentlich höheres Maß an Lebensqualität für alle nebst Abkühlungseffekten mit sich bringen. Es würde auch eine dezentrale, resiliente und zukunftsfähige ökonomische Basis der Existenz von Städten ermöglichen, wie der Städtebauplaner Ekhart Hahn analysiert und dargestellt hat.²³

Wie weiter unten ausführlicher behandelt wird, verstehen Gartenaktivist*innen ihre Projekte als Keimzellen für die sozial-ökologische Transformation. Dieser auf den ersten Blick vermessene Anspruch ist auf den zweiten Blick doch nicht so abwegig. Denn urbane Gärten sind, sowohl was ihre soziokulturelle Dimension als Räume des Teilens angeht als auch ihre Kapazität als erdverbundene Stoffwechsel-Kontexte betrifft, in besonderer Weise in der Lage, unsere Vorstellungen von einer lebensfreundlichen Zukunft neu zu justieren.

Nachdem es in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem techno-industriell beeinflusste Vorstellungen zum Zusammenleben, zu Wohlstand und zu einem guten = beruflich erfolgreichen Leben waren, die im Globalen Norden als „Bemessungsgrundlage“ von Glück und sozialer Anerkennung herangezogen werden – ein Wohlstand, der zudem global höchst ungleich verteilt war und ist –, wird zunehmend deutlicher, dass der Technokapitalismus blind für das Dilemma ist, das er hervorgebracht hat, und dass er keine Lösung jenseits der vermeintlich allmächtigen Logiken der Finanzmärkte kennt; in sich erschöpft und erschöpfend für uns alle. Und „alle“ bedeutet wirklich alle, nicht nur für uns Menschen. Angesichts dieser bitteren Bilanz kann nicht überbewertet werden, dass es mit den urbanen Gärten Kontexte gibt, in denen andere Vorstellungen von Wohlstand entwickelt werden, als Ergebnis kollektiver Reflexion einer gemeinsamen Praxis, also „gut geerdet“ und auch sehr konkret, und gleichwohl von planetarer Relevanz.

3. Urbane Gärten als Verbindung zur Erde

Das Anthropozän ist, wie der Wissenschaftsjournalist Christian Schwägerl bereits 2010 in „Menschenzeit. Zerstören oder Gestalten?“ eindringlich darlegt, die entscheidende Epoche für die Menschheit und den ganzen Planeten. Leggewie und Welzer schreiben 2009 vom „Ende der Welt, wie wir sie kannten“. Heute ist die Erkenntnis, dass es einen Wandel geben wird, entweder durch *design* – also bewusstes Umsteuern – oder durch *disaster*, Common-Sense-Wissen. Wir wissen auch, dass wir uns schnell entscheiden müssen, ob wir die Verantwortung übernehmen und das Leben, dessen Teil wir sind, schützen und behüten wollen.

²³ Vgl. ekhart-hahn.de

Immer mehr Forscher*innen, Künstler*innen und Aktivist*innen sowie viele Autor*innen in diesem Buch gehen davon aus, dass Gärten, und insbesondere urbane Gemeinschaftsgärten, bei dem geforderten Richtungswechsel eine Schlüsselrolle spielen können. Sie sehen eine große, vielleicht die einzige Chance für ein Gelingen der Großen Transformation in erdverbundenen Praxen, in erdverbundenen alltäglichen Handlungen und in einer erdverbundenen Haltung und Philosophie. Vielen von ihnen gelten urbane Gärten deshalb als Orte mit utopischem Potenzial: In ihnen reifen nicht nur Gemüse, Kräuter und Früchte. Die Erfahrungen, die man im Garten macht, und die Reflexionen, die sich aus diesen Erfahrungen ergeben, bieten Anknüpfungspunkte für eine andere, lebensdienlichere Zukunft als die, die die extraktivistische Industriemoderne mit den sie plausibilisierenden Wissenssystemen verheißt. In dieser Sicht bieten Gärten, die Menschen gemeinsam bestellen und in denen sie mit einer Vielzahl von nichtmenschlichen Wesen in Kontakt kommen und in einen Stoffwechsel eintreten, einmalige Voraussetzungen, um grundlegende Irrtümer der Moderne hinter sich zu lassen und neue Pfade zu beschreiten. Der Garten erscheint als ein mächtiges Korrektiv, ein eigenwertiger Erfahrungs-, Reflexions-, ja Weisheitsraum. Er ist ein Ort, in dem kulturell Getrenntes, Geschiedenes wieder zusammenkommt und in dem eigene Kausalitäten gelten. Im Garten zu arbeiten und zu sein verändert diejenigen, die es tun. Wohnheiten ändern sich, Blickwinkel verändern sich, Denken verändert sich.

Der Wissenschaftstheoretiker Bruno Latour und die Biologin und Kulturwissenschaftlerin Donna Haraway dürfen als berühmteste Vertreter*innen des terrestrischen oder erdverbundenen Denkens gelten. Latour definiert Menschen als „Terrestrische“ und Haraway führt den Begriff „Humunismus“ ein, um den des Humanismus zu überschreiben. Beide betonen die Verwurzelung unseres Seins in der Erde. Die Stoßrichtung ihrer Wissenschaftskritik richtet sich gegen die Hybris, die in der ideologischen und materiellen Distanzierung der „Humanen“ von nichtmenschlichen Lebensformen zum Ausdruck kommt. Durch ihr Insistieren, dass es ein unlösbares Band (eher: ein dichtes Geflecht oder Schwamm) zwischen den Humanen und dem Humus gibt, aus dem Erstere stets aufs Neue erwachsen, wird die moderne Idee der Menschen als Getrennte, Autonome und der Erde gewissermaßen Enthobene als kultureller Reduktionismus und damit als unwahr entlarvt. Ihr Fokus gilt dagegen dem Stoffwechsel, der Menschen und Erde aufs Engste verbindet. Diese Natur und Kultur wieder zusammenführende „Down to earth“-Philosophie, die als gedankliches Gärtnern bezeichnet werden kann, hat ihren Ursprung, zumindest bei Haraway, (auch) im Gärtnern und führt in der praktischen Konsequenz genau dahin wieder zurück.

Haraway zufolge kann uns nur ein „tastendes Wiederaneignen der lebendigen Erde“ und eine „artenübergreifende Praxis der Sorge“, die einer Haltung der Verbundenheit entspringt, aus den toxischen Hinterlassenschaften des Anthropozäns befreien (vgl. Haraway, 2018). Kein Ort ist dafür besser geeignet als ein urbaner Gemeinschaftsgarten, der damit gleichsam ein oder sogar der politische Ort auf und für den Planeten wird; eine privilegierte Ökologie der Transformation, so unpräntiös wie uneitel, gleichwohl wesentlich und notwendig für das Gelingen einer grundlegenden Neuausrichtung.

Haraway bringt die Philosophie vom Schreibtisch und den makellos sauberen, tastendrückenden und mausrollenden Fingern ohne lange Umwege zurück in den Dreck und dahin, wo die Würmer sind. Die räumliche, ja sphärische, geschlechtliche und klassistische Abtrennung des Schreibraumes vom Garten und auch die Trennung der Küche vom Garten (siehe Elke Krasnys Beitrag in diesem Buch) müssen dieser Richtung folgend beide aufgehoben werden, um den eingeschlagenen Irrweg Anthropozän in Richtung eines Gastrozäns (Lemke) oder Planthropozäns (Volkart bzw. Myers) zu verlassen. Die enge und keinesfalls zufällige Verbindung zwischen (öko)feministischer Theorie und Gärtnern hebt auch Elke Krasny hervor, die dabei Erinnerungen an ihre Tante aufruft. Sie erinnert sich an ihre Tante als eine Frau, die in ihrem Garten steht, mit den Füßen auf der Erde, und dabei immer wieder tief durchatmet.

Der Garten der Tante war ein Küchengarten; Drinnen und Draußen gingen nahtlos ineinander über. Was draußen reif war, wurde in der Küche verarbeitet, gleich verzehrt oder eingekocht für den Winter. Ein Stoffwechsel, in dem alles, was der Erde entnommen wurde, ihr auch wieder zugeführt wurde. Und ein Betätigungsfeld und Erfahrungsraum von Frauen, die ihr Wissen von Generation zu Generation weitergaben – so lange, bis diese Praxis in den prosperierenden mitteleuropäischen Konsumgesellschaften abbrach, ungefähr in den 1960er Jahren.

Aber auch noch Jahre und Jahrzehnte nach Erodierung des engen Zusammenspiels von Garten und Küche, nämlich ab den 1970er Jahren, begannen feministische Forscher*innen mit eigenen „Kompostierungen“ (im Sinne Haraways) des Stoffwechselnetzwerkes Küche und Garten, indem sie es als Humus zum Abfassen heterodoxer feministischer Gesellschaftstheorie nutzten. Bildlich gesprochen stand ein Raum weiter – nämlich neben der Küche und unweit des Gartens – der Schreibtisch, an dem feministische Theorie geschrieben wurde. Ein Raum weiter heißt: nicht bruchlos und auch nicht ungestört, aber noch nicht ganz getrennt. Aus dem Ensemble Garten, Küche, Schreibtisch entsprangen über Jahrzehnte Texte, die sich für das Leben interessierten, die Partei für das Leben nahmen, sich niemals vom Leben abtrennten, von hier aus auf Ökonomie schauten und dabei noch ein Echo des Wortes Oikos im Ohr hatten. Ohne dieser Ähnlichkeit zwischen feministischer Theorie, vor allem der Subsistenztheorie (vgl. zum Beispiel Bennholdt-Thomsen & Mies, 1997), und gärtnerischer und kleinbäuerlicher Praxis auch außerhalb Europas mit kausalen Erklärungen zu sehr zu Leibe rücken zu wollen, ist dieses Fruchtbarmachen der Verbindung von Garten, Küche und Schreibtisch etwas, das uns heute, Dekaden später, als ein höchst aktuelles Vermächtnis erscheint. Nicht umsonst erleben diese Ansätze aktuell unter dem Etikett „Ökofeminismus“ eine Renaissance (vgl. zum Beispiel Tsing, 2022).

Weil sie für die Verbindung von radikaler Theorie und Dreck ebenfalls bereits früh und andauernd eine empfindliche Antenne hatte und als Gartenaktivistin in Berlin entscheidende Impulse setzte, soll an dieser Stelle auch die 2022 verstorbene Ökofeministin Elisabeth Meyer-Renschhausen erwähnt werden. Ihre

Arbeiten belegen die Fruchtbarkeit einer ununterbrochenen, utopisch-mutigen Verbindung von Garten und Schreibtisch in eindrücklicher Weise (vgl. Meyer-Renschhausen, 2019).

Zentral für eine terrestrische Politik im Lokalen sind Praktiken der Sorge: Sorge um die Mitmenschen, die anderen Lebewesen, die Umwelt, die nichtmenschlichen Akteur*innen. „Caren“ bedeutet, die Bedürfnisse anderer (auch weit entfernter oder zukünftiger Menschen) ernst nehmen: „sich an den Boden *binden* einerseits; *welthaft werden* andererseits“ (Latour, 2018, S. 107, zitiert in Beck & Jende, 2022, S. 96, H. i. O.).

Latour sieht bereits viele Initiativen mit einer Agenda „Zurück zum Boden“ am Werk, vielfache Versuche, Care auf terrestrische Belange auszuweiten. Gärtnern steht erst recht für ein beziehungsstiftendes Mensch-Natur-Verhältnis und für eine terrestrische Praxis. Gärten, das sei noch einmal betont, sind privilegierte Orte, um eine terrestrische Politik zu entwickeln. Gärtnern erhöht die Chance zu verstehen, was eine posthumanistische Lebensweise wäre. Und wir brauchen, um auf die Herausforderungen des Anthropozäns zu reagieren, dringend posthumanistische Einsichten:

„Die Außererddigen wirken auf die Welt ein und verändern sie nach ihren Vorstellungen; die Stoffwechselbeziehung ist eindimensional und überheblich. Die Erdverbundenen formen den Stoff und werden dabei selbst auch geformt, sie hören dem Stoff zu und passen sich seinen Bedingungen an; die Stoffwechselbeziehung ist dialogisch und aufnahmebereit.“ (Beck & Jende, 2022, S. 96)

Allerdings: Damit es (terrestrischen) Sinn macht, vor der eigenen Haustür zu caren, braucht es, wie Gerald Beck und Robert Jende betonen, die Kontrolle über den Besen. Sonst verkommt Caring leicht zur Instandhaltung der Verhältnisse, die es gerade zu ändern gilt. Anders formuliert: Es gilt, sich nicht im Dienste eines instrumentellen Naturverhältnisses – im Fall der Gärten zum Beispiel für Gentrifizierung – instrumentalisieren zu lassen.

Urbane Gärten als Keimzellen der erdverbundenen Stadt

Eine weitere Ausprägung der erdverbundenen Philosophie utopischer Ausrichtung ist die Gastrosophie, laut Harald Lemke „die Kunst, Ernährung und Erkenntnis zusammenzubringen“ (vgl. haraldlemke.de). Sie ist in ihrer jüngeren philosophischen Ausfaltung eng mit Lemkes Arbeiten verbunden, entstand während der vergangenen beiden Jahrzehnte und ist ein weiterer Ausdruck des Zusammenspiels von Gärtnern, Kochen und philosophischer Reflexion bzw. „gelebter DIY-Philosophie“. Ein Ort, der dabei eine wichtige Rolle spielte, war der Hamburger Gemeinschaftsgarten Keimzelle. Dieser Garten war, schreiben Anke Haarmann und Harald Lemke, „nicht groß“, aber gleichwohl „großartig“, in dem „gekocht, rumgelungert, gelesen und gelernt“ wurde (Haarmann &

Lemke, 2022, S. 9). Die Keimzelle, entstanden und aufrechterhalten durch eine Kollaboration aus Philosophie, Kunst und Urbanismus, inspiriert auch nach ihrem Verschwinden weiterhin das Nachdenken über eine nachhaltige Stadtgesellschaft. Der aus ihr hervorgegangene und in einem Buch dargelegte Ansatz zur Transformation der Stadt – von einem von multiplen Krisen gezeichneten in einen lebensfreundlichen Raum – beruht auf einem konsequent betriebenen Praxismus, das heißt auf einem Leben, das sich praktisch im Hier und Jetzt dem Guten zuwendet. Unverzichtbarer Bestandteil, aber nicht allein ausreichend ist in dieser Perspektive das Gärtnern.

Mehr als Würmer: Kompost

Erdverbunden leben ist für uns im industrialisierten Norden heute nicht mehr ohne weiteres möglich (wenn es überhaupt noch möglich ist), unser Alltag verläuft meist getrennt von der Erde. Wir haben kaum im Blick, dass Humus ein Zusammenwirken von extrem vielen Lebewesen ist, von denen wir viele mit bloßem Auge gar nicht sehen können. Humus kommen wir im Garten nahe, besonders aber, wenn wir einen Kompost anlegen. Kompost und das darin enthaltene Leben hat die oben bereits erwähnten Erddenker*innen Latour und Haraway bei ihrer Neubestimmung des Menschen als terrestrische Wesen beeinflusst; mehr noch, sie rücken ihn ins Zentrum unseres Selbstverständnisses als Wesen, die mit einer „human-humosen Intelligenz“ begabt sind. Das läuft auf nichts weniger hinaus, als dass wir mit dem Kompost, dem vor sich hin dampfenden Wurmgetümmel in der Gartenecke, „Interspezies-Teams bilden“ sollen, um die Erde zu retten.

Diese Perspektive teilen auch die Humangeograf*innen Severin Halder und Iris Dzudzek, die sich dem Kompostieren in mehrfacher Hinsicht widmen: Als Wissenschaftler*innen kennen sie seine Bedeutung für die Ernährung und eine gedeihliche Zukunft auf unserem Planeten, als Gartenaktivist*innen legen sie selbst Hand an und entwickeln Wissenstransfer-Formate wie das Kompost Festival der Universität Münster, um auch andere für das Thema zu interessieren.²⁴ Halder und Dzudzek begreifen Kompost als Ergebnis einer symbiotischen Technik des Sich-umeinander-Kümmerns.

Einen Kompost anzulegen und zu bewirtschaften, um fruchtbaren Humus für die Beete zu gewinnen, ist eine voraussetzungsvolle Angelegenheit. Dazu braucht es eine Auseinandersetzung mit der Erde und ihren rätselhaften Kleinstorganismen. Dass und wie aus Küchenabfall Komposterde entsteht, wird in urbanen Gemeinschaftsgärten unmittelbar erfahrbar. Kompostieren spielt in ihnen eine wichtige Rolle, nicht nur, um wertvollen Dünger selbst zu erzeugen, sondern auch als Praxis, die die Beteiligten mit der Erde und ihren Stoffwechselvorgängen verbindet. Für Halder und Dzudzek ist Kompostieren ein Gegenpol zum toxischen

²⁴ Das Berliner Projekt BodenschätzeN entwickelt ebenfalls Formate (für Kinder und Erwachsene), um das gesellschaftliche Kompostwissen zu verbreitern (siehe Teil III, Ortsbegehungen).

Vermächtnis des Anthropozäns, eine Praxis der Hoffnung, die jeder und jedem offenbart, dass Erde Verwandlung bedeutet und dass wir, ob wir wollen oder nicht, Teil davon sind, also „human-humose Intelligenz“ par excellence. Als Kompostierende tun wir das, was Menschen vor uns getan haben und an anderen, weit entfernten Orten der Welt immer noch tun. Die Praxis verbindet uns also nicht nur mit Mikroorganismen, sondern auch mit unserer Geschichte und anderen Mitmenschen. Das Kreislaufhafte des Kompostierens hinterlässt ebenfalls seinen Eindruck auf diejenigen, die damit zu tun haben. Angesichts der Erschütterung, die der Klimawandel in uns bewirkt, ist die Arbeit mit und in der Erde, die Pflege und Anteilnahme an ihren Prozessen, eine Möglichkeit, Stabilität zu gewinnen und zu bewahren. Wissen, was zu tun ist, und es immer wieder tun, sich eingebunden zu fühlen, das „große Ganze“ zu hegen und zu pflegen, tut denjenigen, die sich darauf einlassen, erklärtermaßen gut. Auch, es mit (vielen) anderen zu tun, kann helfen – gerade auch entwurzelten Menschen.

Aber kann durch Erdverbundenheit hervorgebrachtes „humoses“ Bewusstsein die Welt retten? Hilft die Vorstellung eines „Planthropocene“ (Natasha Myers) als Utopie eines Zeitalters, in dem eine lebenswerte Welt durch die neuartige Beziehung zwischen Menschen und Pflanzen entsteht? Kann der agroökologische Garten wirklich die „Keimzelle“ einer neuen Erde sein? Kann Kompostieren uns tatsächlich transformieren? Aber anders gefragt: Wo sonst wären tragfähige Ansätze für eine lebenswerte Zukunft bzw. für politisches Handeln zu finden? Die derzeit dominierenden technischen Ansätze und das große Inventar an neoliberalen Modellen werden uns jedenfalls nicht retten. Dass mit dem gleichen Bewusstsein oder *mindset*, das uns in diese Krisen hineingeführt hat, die ungeheuren Probleme auch gelöst werden, halten wir nicht für plausibel. Mit erdfremden Ansätzen und Modellen, die blind sind für die Wirklichkeit als geteilte (vgl. Weber, 2017), die die nichtmenschlichen Wesen in ihrer Bedeutung als essenziell wichtige und unverzichtbare Mitwesen verkennen, wird es keinen Ausweg aus dem Dilemma geben (vgl. Gabriel et al., 2023). Was also kann helfen, der Dystopie zu entrinnen? Nichts anderes, als von denjenigen zu lernen, die es gut machen – und dazu gehören auch die vielen kleinen Lebewesen, mit denen wir wieder in Kontakt kommen müssen. Von ihnen lernen mag seltsam klingen, ist aber genau so gemeint: mit ihnen gemeinsame Sache machen, sich um sie kümmern, Zusammenhänge praktisch verstehen, das Eingebettet-Sein darin erkennen und das eigene Talent und die eigene Handschrift dabei entdecken.²⁵

²⁵ Inzwischen sind selbst aus der Soziologie einzelne Stimmen zu vernehmen, die postulieren, dass es dringend posthumanistische Einsichten braucht, um auf die Herausforderungen des Anthropozäns zu reagieren (vgl. Schroer, 2022).

4. Urbane Gärten als Orte der Sorge, Pflege und Heilung

Die Erde befindet sich in einem kritischen Zustand, sie bedarf der Critical Care – der Intensivpflege, sagt Elke Krasny: „[...] die Aussichten sind düster. Der Planet, auf und mit dem wir leben, ist erschöpft, ausgelaugt, verbraucht, geschädigt“. Ihre Ausstellung „Critical Care. Architektur und Urbanismus für einen Planeten in der Krise“ (gemeinsam mit Angelika Fitz) sollte 2020 ausloten, wie Urbanismus und Architektur „zu einer Art von Sorgetragen beitragen [können], wie sie für den Fortbestand der Lebens auf der Erde unabdingbar ist“. Krasny und Fitz sprechen von „der langfristigen Verpflichtung“, für den Planeten Sorge zu tragen. Bezugnehmend auf Donna Haraway und ihren Begriff des Chthuluzäns geht es ihnen darum, „Zufluchtsräume wiederherzustellen und damit die teilweise, robuste biologisch-kulturell-politisch-technologische Erholung und Neugestaltung zu ermöglichen“ (Text zur Ausstellung in Berlin, siehe auch Fitz et al., 2019).²⁶

Urbane Gärten sind ein solcher Zufluchtsraum, und Gärtner*innen tragen Sorge für Wasser, Grund und Boden, Flora und Fauna, Nachbarschaften, Weitergabe von Wissen, Entwicklung von Stadt, Umweltgerechtigkeit, Ernährungssouveränität, Teilhabe.

Die sorgende Haltung, die *peasants* in Stadt und Land überall auf der Welt verbindet, nennt Maria Puig de la Bellacasa (2017) in ihrem Buch „Matters of Care“ *Soil Care*. Sie begrenzt ihren Begriff von Sorge nicht auf den Handlungsbereich menschlicher Akteure, sondern schreibt ihn auch nichtmenschlichen Wesen zu, womit sie bewusst an indigenes Wissen anknüpft. Die Frage, wer sich hier eigentlich um wen kümmert und sorgt, ist jedenfalls nicht einseitig zu beantworten.

In ihrem Buch „Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen“ analysiert Eva von Redecker, wie das moderne Eigentum ein Weltverhältnis der Verfügungshoheit und der Verletzungslizenz geschaffen hat, und beklagt den permanenten Verlust der natürlichen Welt und der lebenserhaltenden Arbeit (Care), der damit verbunden ist. Jedoch, so schränkt sie ihren Befund sogleich ein, können Menschen auch ein anderes als ein destruktives Weltverhältnis eingehen (vgl. Redecker, 2020, S. 16) und tun das vielfach auch. Sonst gäbe es kein Leben.

Redecker zeigt sich überzeugt, dass eine „Revolution um des Lebens willen und für ein anderes Leben“ bereits im Gange ist. In sozialen Bewegungen wie Black Lives Matter, Fridays for Future oder Ni una menos zeige sich die Vorwegnahme einer anderen Ordnung. Bewegungen wie Ende Gelände oder Buen Vivir berufen

²⁶ Diesen Faden spinnt Krasny in ihrem Buch „Living with an Infected Planet. COVID-19, Feminism, and the Global Frontline of Care“ (2023) weiter. Darin widmet sie sich der Frage, welche Chance nach den Verheerungen von Corona „feministischen Erholungsprozessen“ („recovery plans“) bei der Heilung des „infizierten Planeten“ eingeräumt werden kann. Krasny vertritt die These, dass „feministische Erholung vom Patriarchat“ möglich sei. Ihr Ausloten der Bedeutungen des Begriffs „Erholung“ darf als äußerst origineller und inspirierender Zugang zur Frage einer erddienlichen Zukunft eingeordnet werden (vgl. Krasny, 2023, Kapitel 3).

sich explizit auf Fürsorgepflichten gegenüber Land und Lebensgrundlagen, und deshalb wenden sie sich gegen moderne Eigentumsrechte (vgl. ebd., S. 15).

Auch die Bewegung bzw. die Praxis urbanen Gärtnerns, sagen wir als Herausgeberinnen, lässt sich zu den Bewegungen zählen, die eine „Revolution um des Lebens willen und für ein anderes Leben wollen“. Vieles von dem, was in urbanen Gärten geschieht, lässt sich im Sinne Redeckers als „Philosophie“ und „neue Protestform“ deuten.

Gärtner*innen sind nachgerade prädestiniert, die „Lebendigkeit des Ganzen zu sehen“. Die neuen urbanen Gärten sind auch deshalb vom Standpunkt der „Revolution für das Leben“ aus betrachtet so interessante Räume, weil die Subjekte hier die Erfahrung machen, dass sie sich über strittige Punkte einigen und gemeinsam Politik machen können. Die Praxis, demokratisch zu teilen, verknüpft sich mit der Forderung nach Gemeineigentum; die Grundlage der Freiheit der Verbundenen ist ihr geteilter Besitz, die Allmende. Umgekehrt ist eine Politik, die dem Teilen entgegengesetzt ist, wie Redecker sagt, eine Politik nicht des Waldes, sondern der Parzelle (vgl. ebd., S. 131–136).²⁷

Das Teilen gemeinschaftlicher Ressourcen oder Güter spielt im Urban Gardening bekanntermaßen eine große Rolle. In Bezug auf die Fläche sind kollektive Prozesse der Aneignung üblich: Konzertierte Aktionen wie Urbarmachung, Befreiung von Müll und Gestrüpp, Schaffung von Infrastruktur (Schuppen bauen, Bewässerungssysteme installieren) und das Teilen von Werkzeugen, Maschinen, Saatgut gehören zum täglichen Geschäft. Das gilt auch für die Gärten, die über individuelle Parzellen organisiert sind: Auch sie teilen Saatgut und Infrastruktur.²⁸

Wenn wir teilen (im Sinne von schenken), bewegen wir Güter anders, als die Verwertung es tut; das ist also ein Anfang, der Anfang einer anderen Ökonomie, einer ökologisch-solidarischen Lebensform (vgl. Redecker, 2020, S. 251 f.). Eine ökologisch-solidarische Lebensform fragt im (pfleglichen) Umgang mit Dingen nicht (wie die kapitalistische Lebensform), wer über das Ding verfügt und was es wert ist, sondern wozu es dient, wie es eingebunden und wem es anvertraut ist (vgl. ebd., S. 263).

Was Redecker als alternatives Prinzip beschreibt, findet sich vielfach in den neuen urbanen Gärten als konkrete Praxis wieder. Und da ist noch etwas, das sich leicht im Garten erfahren lässt: Land ist kein Besitzobjekt, auch kein Commons (vgl. ebd., S. 271). Nach indigener Auffassung, auf die Redecker sich hier bezieht,

²⁷ Gartenprojekte rekurren nicht selten auf den Begriff „Allmende“ (allen voran der Gemeinschaftsgarten Allmende-Kontor). Allmenden ermöglichen die praktische Erfahrung, Lebensgrundlagen miteinander zu teilen, eine Wiese, einen Teich, einen Wald, einen Obsthof, sowie die Erfahrung, dass alle Beteiligten existenziell miteinander verbunden sind und voneinander abhängen, jede*r früher oder später auf Hilfe angewiesen ist, die zu geben nicht nur tugendhaft, sondern überlebensnotwendig ist. Im Allmende-Setting ist auch unmittelbar erfahrbar, dass und wie genau Pflanzen, Tiere und Menschen in größeren Gefügen, die wir heute Ökologie und Klima nennen, zusammenhängen und dass das eigene Leben nur in dieser Ordnung, nur in gegenseitiger Abhängigkeit möglich ist.

²⁸ Vgl. contraste.org/land-und-hoeft-als-commons

wird Land immer schon geteilt, mit allen, die auf ihm und von ihm leben; Tiere und Pflanzen sind ebenbürtige Nationen, jedes Territorium ist multinational, wie Leanne Betasamosake Simpson ausführt: „[U]nsere Existenz war immer international, unabhängig davon, wie verwurzelt wir sind. Wir waren immer vernetzt. Wir haben den Busch immer als ein Netzwerk internationaler Beziehungen betrachtet“ (zitiert in Redecker, 2020, S. 271). Wie Redecker so richtig sagt: Was „der indigenen Kritik besonderes Gewicht verleiht, ist die Erfahrungsdauer an der Schnittstelle von konstanter Enteignung und kollektiver Erinnerung alternativer Praktiken.“ (ebd., S. 269; dazu vertiefend Kimmerer, 2021)

Etwas Ähnliches – Enteignung und Erinnerung alternativer Praktiken – machen auch die (zum Teil indigenen) Protagonist*innen in Ella von der Haides Film über queeres Urban Gardening als Grundlage ihrer Praxis geltend (siehe das Gespräch mit der Regisseurin in diesem Buch).

Gärtner*innen sind Teil des – imaginären – Kollektivs, das sich um Weltinstandhaltung bemüht und um daseinsfähige Städte, Wohnraum für alle, sichere Häfen kämpft (vgl. Redecker, 2020, S. 277). In Gärten findet immer schon die Arbeit der Lebenserhaltung statt; Gärtner*innen stehen mithin auf der Seite der „Revolution für das Leben“.

Worauf Redecker außerdem hinweist, ist, dass soziale Revolutionen sehr lange dauern. Insofern könnte man die neuen Gartenprojekte auch als Weiterführung des Weges verstehen, den die sozialen Bewegungen 1968 und in den 1980er Jahren einschlugen. Das wäre eine Antwort auf die Skepsis, denen die Gärten mitunter unter der Überschrift „das hatten wir schon“, „das ist damals schon gescheitert“ begegnen.

Urbane Gärten sind Ankunftsräume

Doug Saunders legt in seinem Buch „Arrival City“ (2011) eindrücklich dar, dass Migration dann funktioniert, wenn Städte sich auf sie einlassen und wenn sie vorbereitet sind. Migration ist für alle Beteiligten eine Bereicherung, wenn Neuankömmlinge Arbeit finden, Netzwerke bilden, ihren Kindern eine bessere Zukunft versprechen können, eben wenn sie Ankunftsräume finden. Urbane Gärten sind solche Ankunftsräume im Kleinen. Dass der Zugang zu ihnen für viele Neuankömmlinge biografisch sehr wichtig war, dass er persönliches Wachstum unterstützte und für Empowerment sorgte, davon zeugen viele Geschichten, die man im Garten, zumal im Interkulturellen Garten, erzählt bekommt (vgl. Müller, 2002; Baier, 2013).

Sich erholen, „aus dem Kopf rauskommen“, Kopf und Körper wieder in Balance bringen, Anspannung und Erstarrung allmählich wieder in Fluss bringen – das ist im Gemeinschaftsgarten besser möglich als an vielen anderen Orten. Dabei hilft, dass der zeitliche Aufwand bei der Pflege im Garten klein sein kann und auch für Menschen mit wenig Zeit und vielen anderen Verpflichtungen überschaubar und praktisch machbar ist. Es hilft auch, dass andere sich mitkümmern und oft auch mit Rat und Tat zur Seite stehen, nicht nur bei Fragen zum Beet. Es hilft auch, Samen in die Erde einbringen zu können und ein Stück Heimat auf dem Beet wiederzufinden, an Vergangenes anschließen zu können. Es hilft auch,

noch einen anderen Ort zu haben neben der oftmals beengten Wohnung, sich mit anderen treffen zu können, ohne Voraussetzungen dafür erfüllen zu müssen, einfach da sein zu können.

Seit 2015 entstanden viele Gärten an Gemeinschaftsunterkünften für Geflüchtete, oft in Kollaboration von Gartenaktivist*innen, Sozialarbeiter*innen und Geflüchteten. Auch hier waren die heilsamen Wirkungen des Hochbeete-Bauens und Radieschen-Pflanzens unmittelbar zu beobachten (siehe Teil III, Ortsbegehung Marienfelde).

Queeren und Kompostieren

Zweifellos ist das ökologische Desaster, mit dem wir zu tun haben, auch Ausdruck bzw. Folge der patriarchalen Verfasstheit der Gesellschaft. Anders formuliert, das ökologische Desaster hängt mit der vorherrschenden Ordnung der Geschlechter zusammen.

Christine M. Klopeer radikalisiert aus queerer Perspektive feministische Ökologiekritik und plädiert dafür, Vorstellungen von Natur (und damit auch vom Selbst, vom Subjekt) aufzumischen. Sie bezieht sich dabei gleichermaßen auf Ökofeminismus bzw. materialistischen Feminismus, auf Queer Theory, Posthumanismus, Queer Ecology und Postkoloniale Theorie und führt aus, wie das moderne Naturverhältnis mit den heteronormativ verfassten Geschlechterverhältnissen zusammenhängt. Da sich Geschlechterordnungen nur kollektiv, nicht individuell aus den Angeln heben lassen, bräuchte es, so Klopeer, eine fundierte Heteronormativitätskritik im Postwachstums-, Nachhaltigkeits- und Transformationsdiskurs.²⁹

Es leuchtet ein, dass der (so notwendige) Wandel von einem auf Trennung und Beherrschung beruhenden hin zu einem sich mit allen Wesen neu verbindenden kollektiven Bewusstsein auch die heteronormative Ordnung nicht unberührt lassen kann. Im Unterschied zu Klopeers Haltung ist es in den urbanen Gärten aber nicht primär Kritik, sondern eine mit den Worten von Guattari „öko-logische“ Kreativität (vgl. Volkart in diesem Buch), die trennende, dualistische und polarisierende Wahrnehmungen und Zuschreibungen eibebnet. Erfahrungen in diesem Sinne können (durchaus) als „Queering“ einer in anderen Zusammenhängen normativ-habituell immer wieder hergestellten Geschlechterordnung verstanden werden. Sie vollziehen sich oftmals, ohne explizit zu werden.

Deshalb werden urbane Gemeinschaftsgärten von uns eher nicht als Orte verstanden, die – auf queere Weise – an der patriarchalen Geschlechterordnung rütteln, sondern vielmehr eine Art Kompostierung der Geschlechter vornehmen, also eine durch das Zusammenspiel von vielen und vielem bedingte stille Entkräftung dieser Ordnung betreiben.

²⁹ Vortrag im Rahmen der Arbeitsgruppe GENAU*T der Fachgesellschaft Gender (GENAU*T: GESchlechterverhältnisse, NACHhaltigkeit, Umwelt + Transformation), 12.03.2020, Lüneburg, Mitschrift.

Da sich Menschen in urbanen Gärten in Mensch-Ding-Tier-Pflanze-Verbindungen und in den eng miteinander verwobenen Sphären von Europaletten, Stauden, Hühnern und Bienen bewegen, entsteht im Gewusel des Miteinanders ein freies Feld. Nature/Culture wird zu einem großen Freiraum für alle. Möhren werden als Wesen mit eigenen Rechten betrachtet, und für Marienkäfer baut man eine „Suite“. Mit dem spielerischen Zugang und dem fürsorglichen Umgang gelingt es, den Kanon der Moderne und ihrer unabgeschlossenen „Aufklärung“ zu überschreiten: Aus vormaligen Objekten, unbelebten Dingen, fremden Wesen werden Subjekte, mit denen man innerhalb eines Netzwerks von Interdependenzen verbunden ist.

Dabei geht es nicht darum, zu entscheiden, wie die Natur *ist*, was sie vorgibt (oder vorzugeben scheint), und auch nicht darum, ob die Natur „queer“ oder „straight“ ist, sondern vor allem darum, sich mit ihr zu verbinden/zu verbünden, selber „queer“ zu werden, was heißen könnte, sich vor Vereindeutigungen zu hüten und sich stattdessen der Mehr-als-menschlichen-Welt sowie der sozialen Verhältnisse bewusst zu sein und sich ihnen gegenüber zu verhalten.

5. Die Dinge des urbanen Gartens: Die Welt reparieren

Die Haltung der Erdverbundenheit ist, wie oben ausgeführt, auch eine Ökonomie – eine Ökonomie, die noch im Oikos residiert; nicht nur durch das Hin und Her und die Stoffwechselbeziehung zwischen Garten und Küche, sondern durch alles vermittelt, was dinghaft ist und angefasst werden kann. Da der Garten ein Pflanzenort ist, bestimmen Pflanzen seine Textur und das Inventar, das hier herumsteht und -liegt, und sie bestimmen auch die Technik, die hier zum Einsatz kommt. In Bezug auf Technik gelten im erdverbundenen Ort Regeln, die, obwohl nicht abgesprochen, doch immer wieder angewendet werden. Die wichtigsten Regeln lauten: Alte Dinge sind nicht per se schlecht; wirf nichts weg, was noch irgendwie zu gebrauchen ist; nutze deine Fantasie, noch eine Verwendung für vermeintlich Wertloses zu finden. Tu dich mit anderen zusammen, um praktische Probleme auch mit technischen Mitteln zu lösen. Hab Spaß dabei, wenn's funktioniert. Seltsam aussehende Dinge sind nicht hässlich, sondern originell.

Dazu passt, dass eher *low tech* zum Einsatz kommt, also das Gegenteil von dem, was in unserer Gesellschaft gemeinhin Autorität reklamiert und als begehrenswert gilt (was nicht heißt, dass im Garten nicht nagelneue Smartphones zum Einsatz kämen). Selbermachen und DIY werden – in Resonanz mit der Anmutung des urbanen Gartens – als Ausdruck der Eigenständigkeit, der eigenen Fähigkeit, Dinge zusammenzufügen, ohne wertvolle Ressourcen dafür zu verbrauchen, betrachtet. Es kann hier von „lebendigen Dingen“ gesprochen werden in dem Sinne, dass man mit den Dingen umgeht, sie verändert, sie nicht stillstellt. Man kann sagen, dass der Wunsch nach Arten- und Sortenvielfalt auch das Dingverhältnis einschließt. Monokultur genießt hier eben keinen guten Ruf.

Dass Verwendung immer vor Verschwendung geht, betrifft insbesondere Erde und Wasser. Da Wasser knapp ist (dass es teuer ist, ist nur ein Nebenaspekt), mehrt sich die Zahl der Gärten, in denen Regenwasser in größerem Umfang von Dächern über Fallrohre und angehängte Konstruktionen in Wassercontainer überführt und von da auf die Beete gebracht wird (siehe zum Beispiel Teil III, Ortsbegehungen Zwickau und Köln). Der Umgang mit Kompost und die Gewinnung von Humus wurden oben bereits eingehend beschrieben. Der Ehrgeiz, Wasser und Boden im Kreislauf zu halten und sorgsam damit umzugehen, macht kreativ. Auch Komposttoiletten, oft selbstgebaut, stehen für den Kreislaufgedanken – sie sparen Wasser und führen die Nährstoffe zurück. Andrea Vetter zählt Komposttoiletten zur „konvivialen Technik einer Postwachstumsgesellschaft“: zugänglich, anpassungsfähig, angemessen und die Lebendigkeit fördernd (vgl. Vetter, 2023).

6. Urbane Gärten als Ernährungsorte

Eine Besonderheit der neuen urbanen Gärten ist der Anbau von Lebensmitteln. Denn im Schrebergarten oder im Garten am Haus befinden sich Obst und Gemüse längst auf dem Rückzug. Wissen zu wollen, wie das, was man isst, wächst, wie man es anbaut, pflegt, erntet und verarbeitet, ist ein wichtiges Motiv derjenigen, die im Gemeinschaftsgarten zusammenkommen; oft verbunden mit dem Wunsch, sich ein Stück weit selbst versorgen zu können. Ein anderes Motiv ist, dem polierten Designer-Einerlei zu entkommen, dem genormten, abgepackten Gemüse, wie es im Supermarkt angeboten wird. In urbanen Gärten ließen sich gelbe und violette Möhren, orange und rot-weiß gestreifte Bete schon bewundern, als sie in Bioläden oder auf dem Wochenmarkt noch kaum angeboten wurden. Nicht nur eine Sorte anzubauen bereitet vielen Gärtner*innen große Freude. Sie schwärmen vom Bamberger Hörnchen, einer besonders schmackhaften Kartoffel, und kennen neben der Linda auch Rote Emma, Mehliges Mühlviertler und Rosa Tannenzapfen. Im Berliner Prinzessinnengarten wurden in einer Saison 14 Kartoffelsorten angebaut (zugleich wurde eine neue Sorte, der Kreuzberger Sack, gezüchtet³⁰). Die Ernte der kleinen und großen, runden und länglichen, gelben, roten und weißlichen Kartoffeln ist in vielen Gärten Highlight des Jahres und Anlass für ein Gartenfest.³¹

³⁰ Vgl. prinzessinnengarten.net/wp-content/uploads/2014/04/KartoffelPrinzessinnengarten_Projektbericht-2013.pdf

³¹ Der selbstbestimmte Umgang mit Saatgut (Gewinnung und Tausch sowie Erhalt alter, angepasster Sorten) ist oft ein Schwerpunkt der Arbeit. Manche Gärten haben Saatgutbibliotheken eingerichtet. Die Gewinnung des eigenen Saatguts und der selbstbestimmte Austausch ist vielen ein echtes Anliegen, der Einsatz von Hybridsorten und gentechnisch veränderten Saatgut hingegen tabu. Auch der Umgang mit Saatgut ist eine Frage der Ernährungssouveränität: Wer das Saatgut bestimmt, bestimmt das Essen.

Sich ernähren, andere ernähren

Das gemeinsame Essen spielt im Gemeinschaftsgarten aber nicht nur zu besonderen Anlässen wie zur Feier der Kartoffelernte oder zum Abschluss der Gartensaison eine wichtige Rolle, sondern auch im Alltag, nach Gemeinschaftsaktionen oder ganz ohne Anlass. Großes Dinner und kleines Picknick wechseln einander ab. Die Gartencommunity ist immer auch eine Tischgemeinschaft. Das gemeinsame Essen, das Übers-Essen-Kommunizieren stellt Nähe und Verbindung her.

Was an geerntetem Gemüse und Obst nicht sofort verkocht und gegessen wird, wird mithilfe konservativer Methoden – Einfrieren gilt nicht – verarbeitet: Es wird eingekocht, eingelegt, fermentiert und getrocknet. Chutney, Tomatenmus, Saft, Brotaufstriche, eingelegte Gurken, Kürbismarmelade, Apfelsaft, sauer-buntes Gemüse sind das Ergebnis exzessiver Kochsessions. Verschenkt oder getauscht wird auch viel; Salat, der schießt, landet auf dem Kompost. Das wiederum ernährt Fruchtfliegen und Würmer. Tiere werden im urbanen Garten ebenso zu Tisch gebeten wie die Menschen.

Essen und Politisieren

Unter den Bedingungen zunehmend industriell gefertigter Nahrung kann Essen und Kochen bereits ein Akt der Emanzipation oder sogar des Widerstands sein gegen die stetige, von der Lebensmittelindustrie forcierte Entfremdung, Enteignung und Entfähigung im Bereich des Essens. Beim Essen lässt sich auch trefflich über das Essen und über die Bedingungen des Essens debattieren. Die Idee zu so mancher Diskussionsreihe über die Folgen der globalisierten industriellen Landwirtschaft wird am gemeinsamen Tisch entstanden bzw. das Ergebnis guten Essens und Trinkens sein. Auf der documenta fifteen (2022) konnte man erleben, dass die lokale Praxis in den urbanen Gärten hierzulande, vom Garten aus die Welt zu interpretieren und zu diskutieren, keine Besonderheit ist. Gemüse anbauen, das Gemüse ernten und gemeinsam verkochen und verspeisen und dabei über die globalen Probleme reden, insbesondere auch über die der Nahrungsmittelproduktion, ist längst nicht auf Deutschland beschränkt. Im Gegenteil, andere Länder haben da sogar lebendigere Traditionen:

Als Teil ihres künstlerischen Beitrags legte die Gruppe Britto Arts Trust (Dhaka/Bangladesch) im Außenbereich der documenta-Halle einen „Küchen-Garten“ an. Sie lud insbesondere die hundert in Kassel lebenden Nationen zum Austausch von Rezepten ein. So entstand ein Ort des gemeinsamen, selbstbestimmten Kochens, Essens, Redens. Nur unweit von diesem Subsistenzort entfernt und gleichsam als Gegenstück fand sich eine zweite Installation der Künstler*innengruppe: „rasad“ – ein Lebensmittelladen, der, bestückt mit Handgranaten in Paprika- und Auberginenform und atompilzartigem Blumenkohl, auf Genmanipulation verwies und darauf, wie mit Lebensmittelhandel Politik gemacht wird. Ein Wandbild „Chayachobi – Mural Project on Bangla Cinema 2021–2022“ vervollständigte ihren Beitrag zum Thema (Politik mit) Essen.

Der Küchen-Garten mit seinen kleinformatigen Flechtarchitekturen war ein äußerst beliebter Ort, wo man sich eingedenk aller postkolonialen Kommentare als Teil einer weltweiten Allmende fühlen konnte und wohl auch sollte.

Die Ernährung der Welt

Die europäische Stadt ernährt sich weder selbst noch ernährt sie sich nachhaltig; vielmehr greift sie auf landwirtschaftliche Flächen auf dem gesamten Globus zu. Die Abhängigkeit von globalisierten Lieferketten und einem durch Plastikfolien großflächig vermüllten und durch sklavereiähnliche Arbeitsverhältnisse verheerten „agroindustriellen Hinterland“ ist offenkundig. Industrielle Landwirtschaft und Lebensmittelindustrie verursachen erhebliche CO₂-Emissionen, Verseuchung der Böden, Wasserknappheit etc., tragen jedoch verhältnismäßig wenig zur Ernährung der Welt bei. Laut Agrarbericht von 2008 sind es immer noch hauptsächlich die Kleinbäuer*innen, die die Welt ernähren.³²

Gartenaktivist*innen im Globalen Norden sind keine Kleinbäuer*innen, auch wenn sie sich mit ihrer Bewegung *La Vía Campesina* solidarisch erklären. Es wird immer wieder betont, dass urbane Gärten derzeit nur einen geringen, symbolischen Beitrag zur Versorgung mit Lebensmitteln in Städten leisten.³³ Das wird sich aber womöglich in Zukunft ändern; manche Gartenaktivist*innen arbeiten daran. Im Einzelfall kann der Ertrag auch jetzt schon hoch sein. Wie effizient der Gemüseanbau betrieben wird, ist höchst unterschiedlich. Für viele steht die Erntemenge nicht im Vordergrund, auch wenn das selbst angebaute Essen besonders gut schmeckt. Es gibt aber Gärtner*innen, insbesondere in Interkulturellen Gärten, die ihre mehrköpfigen Familien im Sommer komplett mit Gurken, Tomaten und Kräutern versorgen können. Die Aussicht auf die Ernte von Obst und Gemüse ist gerade für viele Zuwander*innen immer wieder das wichtigste Argument, sich an einem Garten zu beteiligen. Da die Bewirtschaftung eines Kleingartens in dieser Hinsicht noch ganz andere Möglichkeiten bietet, betrachten manche von ihnen die Mitgliedschaft im Interkulturellen Garten als Zwischenlösung und halten Ausschau nach einem Kleingarten.

Kleingärten und urbane Gärten sind Orte der Ernährungssouveränität. Hier werden Menschen von Konsument*innen zu Produzent*innen, hier erlangen sie Teilautonomie über ihr Essen zurück. Wie im Globalen Süden gilt letztlich auch für

³² Vgl. weltagrarbericht.de

³³ „Einen signifikanten Beitrag zur Ernährungsversorgung“ leistet urbane Landwirtschaft nicht, schreibt Michael Scheer, Geschäftsführer der Bremer Gemüsewerft. Ihr gesellschaftlicher Auftrag sei ein anderer (umweltbildungspolitischer), nämlich die städtische Bevölkerung wieder in Kontakt mit Lebensmittelerzeugung zu bringen und gärtnerische Kompetenz in die Stadt zurückzuholen. Die Projekte veränderten außerdem das Ernährungsverhalten und motivierten zu nachhaltigen Lebensstilen. Außerdem seien sie Teil moderner Stadtentwicklung, weil sie Partizipation ermöglichten und Lebensraum für Menschen, Tiere und Pflanzen in verdichteten Innenstädten schafften (vgl. Scheer, 2018, S. 103).

den Globalen Norden: keine Ernährungssouveränität ohne Verfügung über Land. Ernährungssouveränität ist immer auch eine Frage der Geschlechtergerechtigkeit. Obwohl Frauen weltweit die Verantwortung für die Versorgung ihrer Familien zugeschoben wird, wird ihnen das Verfügungsrecht über Land systematisch verweigert.³⁴ Der Zugang zu Land ist gerade für Frauen eine Frage der persönlichen Unabhängigkeit und Freiheit (vgl. Hoinle in diesem Buch).³⁵ Vielleicht liegt es daran, dass oft mehr Frauen als Männer in urbanen Gärten anzutreffen sind.

Die Interkulturellen Gärtner*innen mit ihren individuellen Parzellen³⁶ sind längst nicht die einzigen Projekte, die gärtnerischen Ehrgeiz besitzen. Auch die Solawi in Trier und Annalinde in Leipzig wollen ernsthaft Gemüse produzieren (siehe Teil III, Ortsbegehungen Trier und Leipzig). Auch die GemüseheldInnen sind überzeugt, dass die Zukunft der Ernährung(ssouveränität) im intensiven Anbau auf städtischen Kleinflächen liegt. Durch Frankfurt radelnd imaginieren sie, wie in jedem Vorgarten bald Salat und Paprika wachsen könnten.³⁷ Im Globalen Süden sorgt der Anbau hinter dem Haus und auf dem Balkon bei den prekär lebenden Bevölkerungsschichten immer schon für eine gewisse bzw. oftmals sogar für die einzige Nahrungsmittelsicherheit. Im Norden ist bei der Nutzung von Kleinstflächen noch Luft nach oben.

Die Frage ist, wie städtische Lebensmittelproduktion auch hierzulande in größerem Stil möglich wäre. Den Output von Gemüse zu erhöhen wäre vermutlich vor allem im Bereich der Selbstversorgung möglich. Michael Scheer weist darauf hin, dass er zwar noch sehr viel mehr Gemüse verkaufen, davon aber keine regulären Löhne auf der Gemüsewerft bezahlen könnte. Urbane Landwirtschaft

34 Im Globalen Süden produzieren Frauen bis zu 80 Prozent der Nahrungsmittel; dabei gehört ihnen weniger als ein Fünftel der Anbauflächen. Die landwirtschaftlichen Erträge ließen sich laut FAO um 20 bis 30 Prozent steigern, wenn Frauen den gleichen Zugang zu Landbesitz, Krediten, Märkten und Bildung wie Männer hätten. Vgl. welthungerhilfe.de/aktuelles/blog/frauen-und-entwicklung

35 „There is no Food Sovereignty without queer-feminism!“, sagen Paula Gioia und Sophie von Redecker. Eine Bewegung, die sich für (Ernährungs-)Souveränität und Gerechtigkeit einsetzt, sei unglaublich, wenn sie sich nicht an die Seite geschlechtlich und/oder sexuell diskriminierter Menschen stellt. Vgl. konzeptwerk-neue-oekonomie.org/themen/arbeit/sorgearbeit-im-zentrum-der-wirtschaft/queer-ackern/

2019 wurde in Deutschland ein *Emanzipatorisches Landwirtschaftsnetzwerk (ELAN)* gegründet, ein Zusammenschluss von in der Landwirtschaft arbeitenden FLINTA*-Personen (Frauen, Lesben, Inter, Nichtbinär, Trans, Agender *).

36 Manche Gärten vergeben nicht nur individuelle Beete, manche verpachten sie sogar, manche bewirtschaften alle gemeinschaftlich, viele experimentieren mit Zwischenlösungen. Gemeinschaftliche Bewirtschaftung ist in gewissem Sinne voraussetzungsvoller, denn geteilte Verantwortlichkeit braucht mehr Absprachen. Über Aufgabentafeln und Gießpläne wird sichergestellt, dass die rechte Hand weiß, was die linke tut. NeuLand vergibt individuelle Beete mit der Auflage, auch noch eines der gemeinschaftlichen zu pflegen.

37 Vgl. ardmediathek.de/video/erlebnis-hessen/urban-farming-gaertnern-fuers-klima/hr-fernsehen/Y3JpZDovL2hyLW9ubGluZS8xNjM1NTM

müsste – wenn sie professionell stattfinden soll – also „subventioniert“ bzw. für die vielfältigen „Ökosystemleistungen“ entgolten werden, die sie erbringt (dass sie Nachbarschaftstreff ist, für Umweltbildung sorgt, Saatgut bewahrt, Insektensterben verhindert, Brachen belebt, soziale Konflikte entschärft etc.). Teilweise gelingt es über Fördertöpfe, Beantragung von Forschungsmitteln oder Entgelte für soziale Dienstleistungen, urbane Landwirtschaft querzufinanzieren. In der Stadt bzw. stadtnah produzierende Solawis können, wie andere europäische Landwirt*innen auch, bereits heute Subventionen zum Beispiel für das Anlegen von Streuobstwiesen beantragen.

Ernährung der vielen

Dass Essen – bzw. der Zugang zu gutem Essen – nicht zuletzt eine Klassenfrage ist, ist im Kontext urbaner Gärten immer wieder ein Thema. Wer nicht viel Geld hat, ist auf den Discounter angewiesen. Gärtnern ist eine Möglichkeit, die individuelle Ernährungssouveränität wie die von Communities zu erhöhen. Nicht allein auf den Konsument*innenstatus verwiesen zu sein, tut insbesondere denen gut, die über wenig Geld und damit Konsumentenmacht verfügen.

Teilen und Tauschen ist eine weitere Möglichkeit, den Reichtum, den ein Garten bietet, zu nutzen und zu vervielfältigen. Manche Gartenprojekte haben den Ehrgeiz, andere (mit) zu ernähren. Zum Beispiel bietet der neue Prinzessinnengarten am Moritzplatz, in dem es kein Restaurant und nichts zu kaufen mehr gibt, im blauen Zelt regelmäßig Küfa (Küche für alle) an, organisiert von der Lebenshilfe Kreuzberg. Dort kann jede und jeder umsonst oder gegen eine Spende mitessen. Die Zutaten fürs Menü werden gespendet; das Gartengemüse allein würde zur Speisung der Hungrigen nicht ausreichen. Die Köch*innen kochen reihum und umsonst, genutzt wird die Küche eines befreundeten Cafés.³⁸

Foodsharing und Lebensmittelrettung ist eine Praxis, die zu urbanen Gärten passt und die sich parallel zur Gartenbewegung entwickelt hat. Valentin Thurns Dokumentation „Taste the Waste“ haben viele Gartenaktivist*innen gesehen. Der Film stand auch bei der Gründung von Ernährungsräten, zumindest beim Kölner Ernährungsrat, Pate und rief Foodaktivismus-Gruppen auf den Plan.

Und so stehen in urbanen Gärten neben den „Beeten für alle“, aus denen man sich bedienen kann, oft auch Fairteilschränke für „gerettete“ bzw. übrig gebliebene Lebensmittel aus Supermärkten oder auch Bioläden. Überzähliges Gemüse aus dem Garten wird ebenfalls angeboten. Die Ernährung der vielen und die Verhinderung von Lebensmittelvernichtung ist eine konsequent verfolgte Herzensangelegenheit.

³⁸ Vgl. lebenshilfe-berlin.de/de/aktuelles/meldungen/2021/Suppenkueche-Menschen-mit-Beeintraechtigung-kochen-fuer-Menschen-ohne-Zuhause.php

Ernährung der Stadt und Ernährungsräte

Die Sensibilisierung für die Rolle städtischer Politik in Bezug auf Ernährungssicherheit und Ernährungssouveränität ist in Politik und Verwaltung in den letzten zwanzig Jahren signifikant gestiegen. Immer mehr Städte erklären sich zur „Essbaren Stadt“, in immer mehr Städten gründen sich Ernährungsräte, die Wertschätzung für regionale und ökologische Landwirtschaft nimmt zu. Dass die Stadt ihre Rolle im Hinblick auf die Lebensmittelversorgung überdenken und neu definieren muss, ist bei den Verantwortlichen angekommen: Lange Zeit fühlten sich Städte für diese Frage nicht (mehr) zuständig, nach dem Motto: Stadtbewohner*innen kaufen ihre Lebensmittel im Supermarkt; industrielle Landwirtschaft und Weltmarkt sorgen dafür, dass die Regale dort immer gefüllt sind; es ist nicht Aufgabe der Städte, da hineinzuregieren. Mit dem wachsenden Interesse von Bürger*innen an einem zukunftsfähigen, regionalen, fairen Ernährungs- und Landwirtschaftssystem ändert sich das allmählich. Urbane Gärten spielen bei diesem Bewusstseinswandel eine gewisse Rolle: Nicht zufällig interessieren sich die Gartenaktivist*innen auch für Ernährungsräte, haben sie angeregt, sitzen mitunter selbst in solchen oder arbeiten mit ihnen zusammen (zum Beispiel in Köln oder in Frankfurt). Die relativ jungen Ernährungsräte beschäftigen sich damit, die Schnittstelle zwischen Ernährung und Stadt schrittweise aufzuzeigen. Sie widmen sich der Frage, wie Landwirtschaft, Ernährungshandwerk, Lebensmittelhandel und Gastronomie gemeinsam nachhaltige Konzepte der Versorgung entwickeln können, und weisen in diesem Kontext auch Urban Gardening eine Rolle zu. Den neuartigen praxisbezogenen Ernährungsnetzwerken darf eine große Zukunft vorausgesagt werden. Sie sind der nächste Schritt. Über die Graswurzelebene des einzelnen urbanen Gartens hinaus entstehen Intermediäre, die mehr sind als Reflexionsräume.

7. Urbane Gärten als Orte der Ästhetisierung

Mit dem neoliberalen Zeitgeist werden sich Städte immer ähnlicher: Sie werden glatter, aufgeräumter, es bleiben immer weniger Experimentierräume übrig. Urbane Gärten bieten hier ein Korrektiv, sind sie doch Experimentierräume im besten Sinne. Urbane Gärten sehen schon „anders“ aus: Sie sind grün, sie sind nicht glatt, sie sind unaufgeräumt und sie sind offenkundig nicht nur für Menschen da (was man zum Beispiel an den Totholzhecken sieht). Man sieht den Gärten an, dass man auf Selbstermächtigung setzt (deshalb der Einsatz von *low tech*). Im Ergebnis hat man es nicht mit Designerräumen, sondern mit einem kuratierten Durcheinander zu tun.

Urbane Gärten sind Mikro-Ökologien, kleine Sphären, mit allen Sinnen erfahrbar: Das Außerhalb und Innerhalb des Gartens unterscheiden sich deutlich. Dass man „drinnen“ angekommen ist, merkt man mitunter daran, dass die Anspannung von einem abfällt. Die wiederkehrenden Verrichtungen und Bewegungen

– im Dreck wühlen, barfuß oder in Schlappen und in kurzen Hosen, Beete gießen, Unkraut zupfen, etwas in Ordnung bringen, essen, herumsitzen, Pause machen, abhängen, da sein, schauen – choreografieren den Ort; seine Architektur wird gemeinsam gefunden.

Die funktionalen Elemente – Gartenhäuschen als Stauraum, Versammlungs- und Esstisch, Spiel- und Auslauffläche, Beete, Hecken – sind immer gleich oder ähnlich da. Aber wie sie zu Lebensräumen einer Gemeinschaft zusammengefügt werden, wie dies alles in Resonanz gebracht wird zu den eigenen Vorstellungen, zur städtischen Umgebung, welchen Spaß man hat beim Finden von Inventar bzw. Mobiliar, ist unterschiedlich. Das Sich-in-Beziehung-Setzen zu Dingen und das Aufteilen und Komponieren der Fläche als ganzer sind hier selbst eine konviviale Praxis. Der materielle Minimalismus und Eklektizismus des DIY ist bei der Gestaltung des Gartens das vorherrschende Prinzip.

Gestaltungen eigener Art betreffen zuvorderst die Pflanzenökologien der Gärten. Wiesen und Hecken sollen Insekten und Vögeln ein Zuhause bieten. Konvivialität ist auch hier maßgeblich. Alles gut in Balance zu halten erfordert Wissen über Pflanzen und Tiere. Ein Ansatz, der in vielen Gärten eine Rolle spielt, ist das Konzept der Permakultur. Dabei geht es in urbanen Gärten weniger um den nutzgärtnerischen Aspekt von Permakultur als um den ökologischen, den nachbarschaftlichen oder den politischen. Die Kuratierung erfolgt in lokal-planetarischer Absicht; daraus ergibt sich die spezifische Ästhetik. Man findet Dinge schön, wenn sie der ökologischen Sache dienen: Der abgesägte Baum ist nicht hässlich, sondern das perfekte Insektenhotel.

Mit der wachsenden Zahl konvivialer Natur-Kultur-Experimente, die unsere Städte bevölkern, entsteht also ein Spektrum neuer Ästhetiken, die uns neue Fähigkeiten des Sehens und Erkennens abverlangen oder auch vermitteln. Die Entsiegelung der Stadt geht einher mit einer Entsiegelung unseres Blicks, mit einer Öffnung des Blickwinkels, die vorschlägt, uns nicht selbst ins Zentrum zu stellen, sondern uns als Teil, als Teilende zu begreifen. Die neuen Grünökologien sind die Erfahrungsräume, die eine Rückbindung an die Erde und eine neue Sicht auf unsere Städte erlauben. Als solche bilden sie die von Bernd Scherer so dringend geforderten „Probephänen der Wissens- und Welterschaffung“, auf denen verschiedene Akteure gemeinsam neue „Weltausschnitte“ herstellen und dadurch von Betroffenen des Anthropozäns zu Akteur*innen zu werden (vgl. Scherer, 2022, S. 187).

8. Urbane Gärten als offene, freundliche Räume für alle

In urbanen Gärten findet sich oft eine heterogene Gesellschaft zusammen, die sich über das gemeinsame Dritte – was der Garten so braucht – verständigt und sich weniger darum kümmert, welchen Ideologien die anderen Gärtner*innen anhängen. Dabei ist es nicht so, dass man sich nicht füreinander interessiert. Tatsächlich wird in urbanen Gärten viel diskutiert, aber vor allem über Sachfragen – wie

man etwas gut macht – und über politische Fragen, meist, sofern sie das Gärtnern betreffen. Selbstverständlich kann man sich auch in Gemeinschaftsgärten trefflich (ver)zanken und gibt es immer wieder schwierige Menschen; auch das Konsensprinzip kann sehr anstrengend sein. Trotzdem scheinen auch die Konflikte in urbanen Gärten gewissermaßen „geerdet“.

Die Indifferenz des Gartens gegenüber den Gärtner*innen kommt neben queeren Menschen auch Menschen mit Zuwanderungsgeschichte und prekär lebenden Menschen zugute, oder sonst Leuten, die aus der gutbürgerlichen Reihe tanzen. Im urbanen Garten braucht man weder kulturelles noch ökonomisches Kapital, um mitzutun. Ein niedriges Einkommen, mangelnde formale Bildung oder sonstige Handicaps sind kein Ausschlusskriterium.

Obwohl die Gärten oft von Menschen initiiert werden, die aus der Mittelschicht stammen und über einen entsprechenden Bildungshintergrund verfügen – einen Garten zu gründen ist durchaus voraussetzungsreich und erfordert einiges an kulturellem und sozialem Kapital (im Sinne Bourdieus) –, gilt das fürs praktische Gärtnern überhaupt nicht: Hier sind die mit der informellen Bildung sogar oft im Vorteil, kennen sich mit Erde, Wind und Wetter bisweilen besser aus. In Interkulturellen Gärten gibt es insofern oft eine spezielle Arbeitsteilung: Die mit den guten Deutschkenntnissen kümmern sich um den Verein, die mit den gärtnerischen Fähigkeiten ums Gemüse.

Urbane Gärten sind ideale Orte, um irgendwo anzukommen; das gilt für zugewanderte wie einheimische Menschen gleichermaßen. Für Migrant*innen sind Gärten vielleicht deshalb noch einmal wichtiger als für Menschen ohne Zuwanderungsgeschichte, weil es für sie weniger von solchen freundlichen Orten gibt, wo man sich nicht erklären muss. Gärten sind für geflüchtete Menschen bzw. alle, die neu in Deutschland sind und die Sprache noch nicht können, ideal, weil man sich im Garten auch anders verständigen kann – mit den Pflanzen und den Tieren sowieso, aber auch mit den Menschen. Irgendwie gelingt es immer, sich über das Gemüse und die anderen wesentlichen Dinge zu unterhalten. Vieles lässt sich auch einfach zeigen, und Kulinarisches lässt sich schmecken.

Auch anders ausgegrenzte oder gehandicapte Menschen fühlen sich in Gärten oft schnell heimisch. Alte Menschen und physisch oder psychisch beeinträchtigte Menschen können im Gemeinschaftsgarten – so gut es eben geht – mittun und sich womöglich stabilisieren. Ein Annalinde-Gärtner berichtet, dass bei ihnen schon so manche ihre „private Reha“ gemacht haben: Wer Ruhe braucht, kann Himbeeren ernten, wer Gruppe braucht, kann pikieren. Michael Scheer betont als Geschäftsführer der Gemüsewerft in Bremen das integrative Potenzial bzw. die heilsame Wirkung von inklusiver Arbeit im Beet oder im Gartencafé – statt der im Behindertenbereich sonst oft üblichen isolierten Arbeit in Werkstätten. Insofern ist folgerichtig, dass auch die Soziale Arbeit Gemeinschaftsgärten und ihr integratives Potenzial für sich entdeckt hat, und nicht nur als Mittel der Wahl in „Problemvierteln“. So bot die Stadt Andernach in ihrem Programm Essbare Stadt Langzeitarbeitslosen und nicht bzw. eingeschränkt erwerbsfähigen Menschen Gartenarbeit in den öffentlichen Rabatten an – und stieß damit bei den Betroffenen durchaus

auf Gegenliebe. Auch die Stadt Leipzig hatte mit ihren „Tafelgärten“ in Kleingartenanlagen bereits etwas Ähnliches versucht: Überzählige Kleingärten wurden unter Einsatz von Sozialarbeiter*innen von Arbeitslosen bewirtschaftet und das geerntete Gemüse wurde der Tafel gespendet.³⁹

2015 öffneten sich viele urbane Gärten für Geflüchtete, luden die syrischen Bürgerkriegsflüchtlinge zu Kaffee und Kuchen in den Garten ein oder integrierten sie ins Gartengeschehen. Der Prinzessinnengarten versuchte, für einzelne Geflüchtete Jobs zu schaffen (was nicht einfach war). Aus den Begegnungen entstanden auch längere Projekte, zum Beispiel das Projekt „Umweltbildung in Ankunftsquartieren“ von Annalinde in Leipzig. Andere Gartenaktivist*innen riefen Gemeinschaftsgärten an Gemeinschaftsunterkünften ins Leben, warteten also nicht, dass die Neuankömmlinge den Weg in die urbanen Gärten der Stadt fanden, sondern machten sich zu ihnen auf (siehe Teil III, Ortsbegehung Marienfelde).

Dass sich die Akteure in dieser Situation als so kompetent und handlungsmächtig erwiesen, hat zweifellos mit ihrer Erfahrung im transkulturellen Umgang miteinander zu tun. Wie oben ausgeführt, entstanden die urbanen Gemeinschaftsgärten in Deutschland von Anfang an als hybride, interkulturelle Räume. Einheimische und zugewanderte Menschen taten sich zusammen, um sich beim Gärtnern besser kennenzulernen. Typischerweise teilten sie die meiste Gartenfläche in Parzellen auf, die individuell bewirtschaftet wurden. Darüber hinaus gab es eine Gemeinschaftsfläche, um die man sich gemeinsam kümmerte; dort standen oft der Geräteschuppen, die Gartenküche und die Spielgeräte für die Kinder. Diese Aufteilung prägte das Gesicht der Interkulturellen Gärten lange Zeit in spezifischer Weise: Man konnte den jeweiligen Gartenstücken ansehen, ob sie von einer Vietnamesin, einer Türkin oder einer Deutschen bewirtschaftet wurden. Männer hatten selbstredend auch Parzellen. Die Gärtner*innen sahen sich die Gärten der anderen an, bewunderten länderspezifische Besonderheiten, schauten sich auch manches ab. „Ah, ihr macht das so. Interessant“, hieß es oft. Teilweise zeigte die türkische Frau den Besucher*innen des Gartens stolz die Parzelle ihrer vietnamesischen Nachbarin. Der Garten bot allen die Möglichkeit, sich über Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu verständigen, über Dinge zu verhandeln, Eigenes beizubehalten und Fremdes zu integrieren. Das war der Kerngedanke des von Najeha Abid und Tassew Shimeles entwickelten Konzepts der Interkulturellen Gärten.

Viele der neuen urbanen Gemeinschaftsgärten, die seit den Nullerjahren entstanden, wollten keine Aufteilung der Fläche oder der Hochbeete; alles sollte allen gehören und von allen bewirtschaftet werden. Der Gemeinschaftsgarten sollte eine Allmende sein. Erst später entdeckte man, dass auch dieses Modell Ausschlüsse produziert. Ausgerechnet im Kölner Gemeinschaftsgarten NeuLand – wo sich die Gärtner*innen lange gegen den Gedanken gesträubt hatten, die Hochbeete individuell an interessierte Menschen zu vergeben, und sich schließlich nur

³⁹ Wir halten Ein-Euro-Jobs bzw. Workfare grundsätzlich für ein problematisches Konzept. Dennoch empfinden es manche Betroffene für sich persönlich als einen Segen.

dazu durchrangen, weil sie es selbst nicht mehr schafften, den Gießplan einzuhalten – machten sie die interessante Erfahrung, dass sich plötzlich mehr Leute am Projekt beteiligten, viele aus der unmittelbaren Nachbarschaft, die sie vorher vergeblich zum Mitgärtnern eingeladen hatten. Wie sich herausstellte, hatten viele die Idee nicht verstanden, dass alle sich um alles kümmern sollten. Der Diskurs um Commons ist eben nur in bestimmten Kreisen bekannt und anschlussfähig. Ein Konzept, das als besonders gemeinschaftlich imaginiert wurde, entpuppte sich damit als im Gegenteil ausgrenzend, wie die NeuLänder*innen selbstkritisch feststellten (vgl. Follmann & Viehoff, 2017).⁴⁰

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Gemeinschaftsgärten sind wichtige Passagenräume. Auch wenn sie vor allem von Menschen mit einem alternativ-bürgerlichen Hintergrund gegründet und bevölkert werden, sind sie auch Sammelbecken und Ankunftsorte für Menschen, die eher weniger als mehr Privilegien besitzen. Sie sorgen somit für etwas mehr Umweltgerechtigkeit in der (postmigrantischen) Stadt.⁴¹

9. Urbane Gärten als Umweltbildungsräume

Viele Menschen, die in einem Gemeinschaftsgarten anlanden, verstehen erst einmal wenig vom Gärtnern. Manche verspüren eine diffuse Sehnsucht, mehr Einsicht zu erhalten, woher die Lebensmittel kommen, was regional angepasste Sorten sind, wie eine saisonale Ernährung aussehen könnte etc. Aber Ahnung vom Gärtnern haben die wenigsten. Gärtnern in der Stadt ist also von Anfang an ein Lernprozess. Dabei wird mit dem Nichtwissen mitunter auch kokettiert:

⁴⁰ Zur Ehrenrettung von NeuLand sei gesagt, dass die Garten-Community bereits vorher einem heimatlos gewordenen Kleingärtner Asyl gewährt und ihm eine Art eigenen Kleingarten im Gemeinschaftsgarten zugestanden hatte. Die NeuLänder*innen erwiesen sich bereits hier als flexibel und nicht als borniert. NeuLand wählte das Modell, dass jede Person, die ein individuelles Beet haben wollte, sich zusätzlich um ein Gemeinschaftsbeet kümmern musste. Inzwischen handhaben es viele Gärten so, dass sie sowohl gemeinschaftliche Beete haben als auch individuelle Beete vergeben. Es gibt aber nach wie vor Interkulturelle Gärten, die nach dem ursprünglichen Konzept verfahren und ihre Fläche in Parzellen aufteilen (siehe Teil III, Ortsbegehung Oerlinghausen). Grundsätzlich haben sich die verschiedenen Gartentypen einander angeglichen, ohne ihre jeweilige Individualität zu verlieren. Man könnte auch sagen, inzwischen ist man in der Gartenszene in der postmigrantischen Gesellschaft angekommen.

⁴¹ Einkommensschwache Menschen haben typischerweise einen erschwerten Umgang zu Grünräumen. Viele haben auch keinen Balkon; sie sind noch mehr als andere Menschen auf öffentliches Grün angewiesen. Gleichzeitig wohnen sie meist in Stadtvierteln, in denen öffentliches Grün Mangelware ist. Die meisten Bäume finden sich nachgewiesenerweise in den gutbürgerlichen, wohl-situierten Quartieren. Vgl. dazu auch das Interview mit Christa Böhme zu Umweltgerechtigkeit in diesem Buch.

Einige der urbanen Gärtner*innen der ersten Stunde bezeichneten sich als gärtnerische Dilettanten und erzeugten nicht zuletzt dadurch ein cooles Image, einen Kontrast zum eher kleinbürgerlich-spießigen Image der Schrebergärtner*in, das den neuen Typus eines Hipstergärtners ins Leben rief; vorwiegend eine männliche Ikone.

Lernen im Gemeinschaftsgarten erfolgt ohne formelle Didaktik, es ist in erster Linie erfahrungsbasiertes, häufig experimentelles Lernen. Dabei gibt es immer Akteur*innen, die mehr wissen als das Gros der Beteiligten. Ein Gemeinschaftsgarten lebt davon, dass alle ihre Expertise und ihre (Lieblings-)Themen einbringen und den anderen die eigene Begeisterung vermitteln.

Viele urbane Gärten haben sich zu wichtigen Orten der Umweltbildung entwickelt: Kinder aus der Kita von nebenan lernen hier, dass Möhren unter der Erdoberfläche wachsen und Kartoffeln mit Kräuterquark lecker schmecken; die Nachbarschaft lernt im von den Gärtner*innen organisierten Kurs, wie Bäume richtig beschnitten werden; der Kräuterkundige des Gartens erklärt sonntagnachmittags allen Interessierten, wie man Spitzwegerich erkennt und wofür er gut ist. Viele Gärten zeigen Filme über Lebensmittelverschwendung, organisieren Diskussionsveranstaltungen, entwickeln Ausstellungen, die sie im Garten zeigen, legen Lehrpfade an.⁴²

Sowohl praktisches und theoretisches Gartenwissen als auch die politische Dimension des Ganzen – zum Beispiel der Ernährung oder der Stadtentwicklung – werden im Garten vermittelt. Oft finden sich Tafeln, die die Ansprüche von Pflanzen oder die Bedürfnisse von Insekten oder die Folgen des Klimawandels erklären.

Lernen in einem transkulturellen Gemeinschaftsgarten kann auch globales Lernen im Wortsinn sein: Wenn der Supermarkt täglich Gemüse und Waren aus aller Welt anbietet, es aber zugleich so voraussetzungsreich und arbeitsintensiv ist, auch nur eine Gemüsesorte durch die Saison zu bringen, lernt man unweigerlich viel über das globalisierte Ernährungssystem, über Düngemittel- und Pestizideinsatz, über Desertifikation von Böden, Einsatz von Hybridsorten, Patentrecht, Saatgut-Multis. Nicht von ungefähr identifizieren sich viele Gartenaktivist*innen mit den Anliegen der weltweiten Kleinbäuer*innen-Bewegung(en).

⁴² Auf der Plattform urbane-gaerten.de dokumentiert die Anstiftung das aus Gartenprojekten kondensierte Wissen in semiformalisierten „Praxisanleitungen“. Diese Wissenssammlung behandelt unterschiedlichste Themen, um einen Garten als Lernraum zu gestalten. Das dort vermittelte Wissen reicht von Fragen der Organisation und Kommunikation (wie baue ich eine Gartengruppe auf? Wie komme ich an ein Grundstück?) über gärtnerische Fragen (was passiert beim Kompostieren?) bis hin zu Fragen der Infrastruktur (mit welchen Mitteln kann Regenwasser aufgefangen werden?).

10. Quo vadis? Urbane Gärten als konstitutives Element der Stadt der Zukunft

Die Zukunft der urbanen Gärten hängt unmittelbar mit der Zukunft der Stadt zusammen. Seit mehr als zwanzig Jahren werden sie von Stadtbewohner*innen ins Leben gerufen, denen etwas in ihrem Leben fehlt. Dabei stießen sie vor allem zu Anfang auf großes Unverständnis und Widerstand in den Kommunen. Mittlerweile sind sie (zum Beispiel als Element des Konzeptes „Schwammstadt“) anerkannte Referenz- und Modellorte der sozial-ökologischen Transformation. Die Handhabung der Klimakrise durch die Politik fußt zunehmend auf solchen zivilgesellschaftlich verankerten und getragenen Orten, und es ist davon auszugehen, dass dies in naher Zukunft noch deutlich mehr der Fall sein wird als bisher: Denn in den Stadtregierungen und -verwaltungen ist inzwischen angekommen, dass die Städte, so, wie sie im 20. Jahrhundert gedacht und entwickelt wurden, Teil des Problems Klimakrise und nicht Teil der Lösung sind. Die bisher dominanten Industrie- und Wohnmaschinen und die dazugehörigen asphaltierten Verkehrsadern sind, obwohl die architektonischen Überbietungswettbewerbe vor allem in den sogenannten Schwellenländern ungebremsst weiterlaufen, eindeutig Teil des gedanklichen Inventars des 20. Jahrhunderts.

Doch neue und zeitgemäße Vorstellungen zur Stadt gewinnen zunehmend an Einfluss. Noch ist nicht absehbar, welche der vielen Einflüsse und Logiken, die gemeinsam auf und in der Stadt zusammenwirken und sie prägen, sich als dominante durchsetzen werden. Wird man dem Klimawandel primär mit technischen Mitteln und mit neoliberaler Smartness begegnen, ihn gleichsam als neue Wachstumschance nutzen wollen, seine tiefer liegenden Ursachen jedoch weiterhin ignorieren? Wird das eskalierende Katastrophengeschehen als neue Normalität und als Schicksal hingenommen und verdrängt? Oder sind wir bereit, uns vom Ausmaß der Katastrophe erschüttern zu lassen und unseren Lebensstil so zu verändern, dass er nicht mehr länger Teil des Problems, sondern der Lösung wird?

Die bestehende Ordnung ist mächtig, und mit Kritik allein ist ihr nicht beizukommen. Die Auswege liegen vielmehr in einer Praxis, die aus sich selbst Wirksamkeit erzeugt. Auch in der gegenwärtigen, verfahrenen Situation steht uns der Kompost zur Verfügung. Der Stoffwechsel des Lebens steht nicht still, sondern wirkt in jedem Moment in uns, leise und mächtig zugleich. Garten, Küche und Schreibtisch neu verbinden, gärtnerische „Keimzellen“ aufsuchen und loslegen – das sind Möglichkeiten, die wir nicht unterschätzen sollten. In der derzeitigen Umbruchsituation, in der die großen Ideologeme und ihre materiellen Manifestationen des 20. Jahrhunderts gedanklich und materiell ausbrennen und das, was danach kommt, noch nicht klar erkennbar ist, stehen uns mit urbanen Gärten Orte zur Verfügung, in denen wir kompostieren und Humanität durch Humosität (Haraway) ersetzen können. Das ist ein Anfang und gleichzeitig eine Rückkehr. Es ist eine realistische Möglichkeit.

Literatur

- Baier, A. (2013). *Wie soll man gesund sein, wenn man keine Arbeit hat? Gesundheit und soziale Ungleichheit*. Bielefeld: transcript.
- Baier, A. (2011). Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung. Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig. In C. Müller (Hrsg.), *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt* (S. 173–189). München: oekom.
- Baier, A., Müller, C. & Werner, K. (2013). *Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself*. Bielefeld: transcript.
- Baier, A., Hansing, T., Müller, C. & Werner, K. (Hrsg.) (2016). *Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Beck, G. & Jende, R. (2022). Vor der eigenen Haustür ‚caren‘. Politik der Nachhaltigkeit im Paradigma des Terrestrischen. *Soziologie und Nachhaltigkeit. Beiträge zur sozial-ökologischen Transformationsforschung*, Heft 01/2022, 85–105.
- Bennholdt-Thomsen, V. & Mies, M. (1997). *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive*. München: Frauenoffensive.
- Eizenberg, E. (2017). Real existierende Commons: Drei Momente von Raum in Gemeinschaftsgärten in New York City. In S. Kumnig, M. Rosol & A. Exner (Hrsg.), *Umkämpftes Grün. Zwischen neoliberaler Stadtentwicklung und Stadtgestaltung von unten* (S. 33–61). Bielefeld: transcript.
- Fitz, A., Krasny, E. & Architekturzentrum Wien (Hrsg.) (2019). *Critical Care. Architecture and Urbanism for a Broken Planet*. Cambridge, MA und London: MIT Press.
- Follmann, A. & Viehoff, V. (2017). Das Politische eines Gemeinschaftsgartens – NeuLand in Köln als Experimentierort für urban commoning? In S. Kumnig, M. Rosol & A. Exner (Hrsg.), *Umkämpftes Grün. Zwischen neoliberaler Stadtentwicklung und Stadtgestaltung von unten* (S. 233–261). Bielefeld: transcript.
- Gabriel, M., Horn, C., Katsman, A., Krull, W., Lippold, A. L., Pelluchon, C. & Venzke, I. (2023). *Auf dem Weg zu einer Neuen Aufklärung. Ein Plädoyer für zukunftsorientierte Geisteswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Guattari, F. (2000). *The Three Ecologies*. London und New Brunswick, NJ: The Athlone Press.
- Haarmann, A. & Lemke, H. (Hrsg.) (2022). *Keimzelle. Transformative Praxen einer anderen Stadtgesellschaft. Theoretische und künstlerische Zugänge*. Bielefeld: transcript.
- Haide, E. von der (2022). Über die Keimzelle, während es regnet. In A. Haarmann & H. Lemke (Hrsg.), *Keimzelle. Transformative Praxen einer anderen Stadtgesellschaft. Theoretische und künstlerische Zugänge* (S. 51–58). Bielefeld: transcript.
- Halder, S. (2018). *Gemeinsam die Hände dreckig machen*. Bielefeld: transcript.
- Haraway, D. (2018). *Unruhig bleiben: Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. Frankfurt am Main: Campus.
- Kimmerer, R. W. (2021). *Geflochtenes Süßgras. Die Weisheit der Pflanzen*. Berlin: Aufbau.
- Krasny, E. (2023). *Living with an Infected Planet. COVID-19, Feminism, and the Global Frontline of Care*. Bielefeld: transcript.
- Kumnig, S., Rosol, M. & Exner, A. (Hrsg.) (2017). *Umkämpftes Grün. Zwischen neoliberaler Stadtentwicklung und Stadtgestaltung von unten*. Bielefeld: transcript.
- Latour, B. (2018). *Das terrestrische Manifest*. Berlin: Suhrkamp.
- Leggewie, C. & Welzer, H. (2009). *Das Ende der Welt, wie wir sie kannten. Klima, Zukunft und die Chancen der Demokratie*. Frankfurt am Main: S. Fischer.

- Lessenich, S. (2013). *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. 3. Auflage, Bielefeld: transcript.
- Meyer-Renschhausen, E. (2019). „Urban Gardening – Eine neue Agrarkultur?“ In *Von Pflanzen und Menschen – Leben auf dem grünen Planeten* (S. 160–170). Hrsg. für das Deutsche Hygiene Museum von K. Meyer und J. E. Weiss. Göttingen: Wallstein.
- Meyer-Renschhausen, E. (2004). *Unter dem Müll der Acker. Community Gardens in New York City*. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer.
- Müller, C. (2002). *Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse*. München: oekom.
- Müller, C. (Hrsg.) (2011). *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: oekom.
- Douwé van der Ploeg, J. (2018). *The New Peasantries. Rural Developments in times of Globalization*. Oxon, NY: Routledge.
- Puig de la Bellacasa, M. (2017). *Matters of Care. Speculative Ethics in More Than Human Worlds*. Minneapolis & London: Minnesota University Press.
- Pungas, L., Plüschke-Altof, B., Mürüpeal, A. & Sooväli-Sepping, H. (2022). Same, same but different? The 'right' kind of gardening and the negotiation of neoliberal urban governance in the post-socialist city. In *Whose Green City?* (S. 125–144). Springer, link.springer.com/book/10.1007/978-3-031-04636-0
- Redecker, E. v. (2020). *Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Reichholf, J. H. (2023). *StadtNatur. Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen*. München: oekom.
- Rosa, H. (2016). *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosol, M. (2017). Gemeinschaftlich gärtnern in der neoliberalen Stadt? In S. Kurnig, M. Rosol & A. Exner (Hrsg.), *Umkämpftes Grün. Zwischen neoliberaler Stadtentwicklung und Stadtgestaltung von unten* (S. 11–32). Bielefeld: transcript.
- Saunders, D. (2011). *Arrival City*. München: Blessing.
- Scheer, M. & Gesellschaft für integrative Beschäftigung (2018). *Stadtwirte. Von Sozialraumfarmern und Inklusionswirten*. Bremen: Eigenverlag.
- Scherer, B. (2022). *Der Angriff der Zeichen. Denkbilder und Handlungsmuster des Anthropozäns*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Schroer, M. (2022). *Geosozilogie. Die Erde als Raum des Lebens*. Berlin: Suhrkamp.
- Schwägerl, C. (2010). *Menschenzeit: Zerstören oder gestalten? Die entscheidende Epoche unseres Planeten*. München: Goldmann.
- Thomas, N. (2020). Urbane Kleingärten im Fokus von Stadtentwicklung. Übersetzungen eines mehrschichtigen Stadtraumes. *sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*. Band 8, Heft 1/2, 11–34.
- Tsing, A. (2022). *Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Vetter, A. (2023). *Konviviale Technik. Empirische Technikethik für eine Postwachstumsgesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Weber, A. (2017). *Sein als Teilen. Eine Praxis schöpferischer Existenz*. Bielefeld: transcript.
- Werner, K. (2011). Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In C. Müller (Hrsg.), *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt* (S. 54–75). München: oekom.

